

Soziale Arbeit

Oktober 2006

55. Jahrgang

Dr. Manfred Riegger, Dipl.-Sozialpädagoge und Theologe, ist Akademischer Rat am Lehrstuhl für Didaktik des Katholischen Religionsunterrichts und der Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Augsburg, Universitätsstraße 2, 86135 Augsburg
E-Mail: manfred.riegger@kthf.uni-augsburg.de

Professor Dr. Hugo Maier lehrt das Fach Sozialarbeitswissenschaft an der Katholischen Fachhochschule Nordrhein-Westfalen, Abt. Köln, Wörthstr. 10, 50668 Köln, E-Mail: h.maier@kfhnw.de

Martin Rüttgers ist Dipl.-Politologe und arbeitet als selbstständiger Politikberater mit dem Schwerpunkt „Bürgerschaftliches Engagement“. Anschrift: Corrensstraße 9, 50733 Köln
E-Mail: martin-ruettgers@netcologne.de

Dr. Bernd R. Birgmeier, Dipl.-Sozialpädagoge und Dipl.-Pädagoge, arbeitet als Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Sozialpädagogik und Gesundheitspädagogik der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, Luitpoldstr. 32, 85071 Eichstätt, E-Mail: Bernd.Birgmeier@ku-eichstaett.de

Dr. Istifan Maroon, Dipl.-Sozialarbeiter und Supervisor, lehrt an der Haifa University, Faculty of Education, Haifa 31905, Israel
E-Mail: istifan@construct.haifa.ac.il

Sozialtherapeutisches Rollenspiel 362
Eine Interventionsform
in der Sozialen Arbeit
Manfred Riegger, Augsburg

DZI-Kolumne 363

Bürgerstiftungen und Soziale Arbeit? 370
Gemeinsamkeiten, offene Fragen und Weiterentwicklungen
Hugo Maier; Martin Rüttgers, Köln

Coaching – Alter Wein in neuen Schläuchen? 375
Zur Nähe von Coaching und Supervision
Bernd R. Birgmeier, Eichstätt

Evaluation of Student Performance in Field Practice 382
Theory and Assessment Tools
Istifan Maroon, Haifa

Rundschau Allgemeines 387
Soziales 388
Gesundheit 389
Jugend und Familie 389
Ausbildung und Beruf 390

Tagungskalender 391

Bibliographie Zeitschriften 392

Verlagsbesprechungen 397

Impressum 400

Diesem Heft liegt eine Werbung der Fachzeitschrift für Soziales „neue caritas“ bei.



Eigenverlag
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Sozialtherapeutisches Rollenspiel

Eine Interventionsform in der Sozialen Arbeit

Manfred Riegger

Zusammenfassung

Die Interventionsform des Sozialtherapeutischen Rollenspiels (STR) wird vorzugsweise in Gruppen umgesetzt. Sie wird hier im Rahmen der Diskussion um die Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit einzelfall- und situationsübergreifend beschrieben, indem die sozialetische Wertebasis offengelegt wird und die spezifischen Prinzipien wie die konkreten Handlungsanweisungen dargelegt werden.

Abstract

Social therapy role play (STR) is a form of intervention which is usually used in groups. On the background of the discussion of methods in social work, STR is described without considering the specific case and situation, but giving the basic values, the specific principles, and the concrete instructions of this method.

Schlüsselwörter

Rollenspiel - Sozialtherapie - soziale Arbeit - Funktion - Definition - Individuum - Gruppe - Kommunikation

1. Annäherung

Zunächst ist hier auf den Begriff des Sozialtherapeutischen Rollenspiels einzugehen. Ganz in der Tradition der Sozialarbeit/Sozialpädagogik von *Mary Richmond* und *Alice Salomon* stehend wurde eine Begrifflichkeit aus einem anderen Kontext übernommen und auf diese Interventionsform übertragen. Dieses Vorgehen ist nicht unproblematisch, da sich hinter dieser Begrifflichkeit etwas anderes verbirgt als das, was gewöhnlich darunter verstanden wird. Beim STR handelt es sich weder um vielfach gebräuchliche pädagogische Rollenspiele noch um Sozialtherapie im eigentlichen Sinne. Vielmehr geht es im Kern um eine eigenständige Interventionsform, die mangels Alternativen als STR bezeichnet wurde. Was verbirgt sich dahinter?

Um einen Einblick in die Vielfalt von möglichen Abläufen zu geben, welche innerhalb der Interventionsform STR anzusiedeln sind, sei exemplarisch je ein Spiel aus den drei Hauptkategorien (Gattungen) von STR-Spielen dargestellt. Bei dieser skizzenhaften Darstellung kann nur das äußere Geschehen wiedergegeben werden. Das für das Gelingen der

Interventionsform unerlässliche situations- und sachadäquate Umsetzen sowie das Erfassen der Dynamik der Spiele kann nur innerhalb der Ausbildung erlernt werden.

1.1 Kategorie I: Wahrnehmungszentrierte Spiele

Aus den veröffentlichten Spielen dieser Kategorie soll exemplarisch der Schnapsschuss (*Stein* 1998, S. 88) anhand einer Schilderung dargestellt werden: ein Kindergarten in einer Stadt. Auf Einladung der Leiterin der Einrichtung, einer ausgebildeten Sozialarbeiterin, sind sieben Elternteile gekommen. Alle sitzen im Stuhlkreis. Die Sozialarbeiterin erklärt: „Stellen Sie sich vor, dass ein imaginärer Photograph Sie heute begleitet und verschiedenste Fotos aufgenommen hat.“ Die Sozialarbeiterin holt von außen pantomimisch imaginäre Fotos und legt sie in die Mitte des Stuhlkreises. Sie sagt: „Schauen Sie sich die Fotos an. Nehmen Sie eines pantomimisch heraus, mit dem sich ein Erlebnis verbindet.“ Alle haben ein Foto gefunden. Gerda beginnt zu erzählen: „Auf meinem Foto bin ich am Bett meines Kindes zu sehen, das Fieber hat. Eigentlich wollte ich zu diesem Elternabend. Als allein erziehende Mutter habe ich mich so darauf gefreut.“ Auch die anderen Eltern beschreiben ihre Fotos und erzählen von ihren Erlebnissen. Als alle fertig sind, sagt Marlies: „Gerda, als ich Deine Schilderung hörte, fiel mir ein, wie ich damit kämpfte, als meine Tochter eine Woche lang krank im Bett lag, ich zur Arbeit gehen musste und keinen hatte, der mir helfen konnte. Das war zuerst sehr schwierig, aber dann habe ich...“ Auch andere erzählen ähnliche Situationen. Als niemand mehr etwas dazu beitragen möchte, bittet die Sozialarbeiterin: „Entscheiden Sie sich, ob Sie ihr Foto behalten oder es wieder in die Mitte zurücklegen wollen!“ Danach trägt sie die imaginären Fotos aus dem Stuhlkreis. Im Anschluss sprechen die Gruppenmitglieder darüber, wie sie mit der Situation umgingen, als ihr Kind krank war. Alle kennen die damit verbundenen Belastungen, das Umorganisieren und vieles mehr. Erfahrungen werden ausgetauscht, Strategien und Tipps aufgeschrieben. Auch andere Themen werden noch besprochen, bevor alle – um viele Erfahrungen reicher – nach Hause gehen.

1.2 Kategorie II: Gruppenzentrierte Spiele

Hier wird exemplarisch ein Spiel dargestellt, das in einer imaginär aufgebauten Szenerie abläuft (*ebd.*, S. 135): ein Wohnheim für Menschen mit Behinderungen. Neun Beschäftigte treffen sich zur Supervision. Die Supervisorin erklärt, dass sie heute ein Spiel spielen wolle. Zuvor müssten sie sich über die Szenerie einigen, in der es stattfinden soll. Gemein-

sam entscheiden sie sich für einen Zoo. Danach gruppieren sich alle im Halbkreis und die Supervisorin steckt auf der freien Fläche den Spielraum imaginär ab: „Hier ist der Eingang zum Zoo. Dort sind Käfige, Gehege mit Tieren. Wählen Sie sich eine Rolle und kommen Sie in den Zoo.“ Nacheinander treten die Teilnehmenden in die Szenerie ein, ebenso die Supervisorin, und stellen sich vor: „Ich bin ein junger Bär, der ...“. „Ich bin ein Tiger...“. „Ich bin ein wunderschöner Flamingo...“. Als sich alle vorgestellt haben, beginnt das Spiel aus dem Stegreif. Der Tiger geht in seinem Gehege auf und ab, möchte gerne zu den Flamingos, aber das ist nicht möglich. Die Flamingos sind darüber sehr erleichtert, denn ansonsten wären sie wohl ihres Lebens nicht mehr sicher. Nach längerer Zeit wird es Nacht und die Tiere legen sich schlafen, womit das Spiel endet. Daran anschließend erfolgt ein Gespräch, das mit folgenden Fragen initiiert wird: „Wie bin ich zu meiner Rolle gekommen? Haben sich meine Erwartungen erfüllt? Wie habe ich mich in meiner Rolle erlebt? Mit wem bin ich in meiner Rolle in Beziehung getreten? Wie habe ich in meiner Rolle den anderen in seiner Rolle erlebt?“ Während der Unterhaltung, stellt sich unter anderem heraus, dass der Tiger sein Gehege als Begrenzung erlebt hat, während die Flamingos dieses als Schutz geradezu genossen haben. Im Verlauf des Gespräches wird immer deutlicher, wie unterschiedlich die Einzelnen im beruflichen Alltag mit Grenzen umgehen, dass aber alle irgendwie als Einzelkämpferinnen oder -kämpfer agieren. Im Spiel hatten sie jetzt zum ersten Mal das Gefühl, dass sie gemeinsam etwas tun. Viele äußern: „Wir haben uns auf diese Weise anders kennen gelernt und wahrgenommen. Die im Spiel erlebte neue Wahrnehmung und gegenseitige Wertschätzung wollen wir in den beruflichen Alltag mitnehmen.“

1.3 Kategorie III: Problem- beziehungsweise themenzentrierte Spiele

Im hier exemplarisch darzustellenden Spiel geht es zentral um die Bewältigung einer bevorstehenden, als problematisch angesehenen Situation. Es werden verschiedene Möglichkeiten des Verhaltens im Voraus durchgespielt (*ebd.*, S. 144).

In einem Hort sind am Abend elf Elternteile gekommen. Es sollen schwierige Situationen besprochen werden. Franziska berichtet von Schwierigkeiten, die dann auftreten, wenn ihr Kind nicht in den Hort geht und zu Hause die Hausaufgaben machen soll. Viele in der Gruppe kennen das. Die Sozialarbeiterin stellt einen Tisch und einen Stuhl auf. Auf dem Stuhl könnte Franziskas Tochter sitzen, wenn sie Hausaufgaben macht. Franziska spielt ihre Tochter. Ein Eltern-

WERTE BRAUCHEN GOTT – mit diesem Slogan waren in den Wochen vor der Berliner Abgeordnetenhauswahl zahlreiche evangelische Kirchenkreise auf Plakatwänden für eine Wahlmöglichkeit zwischen dem neuen Pflichtfach Ethik und dem in Berlin „nur“ freiwilligen Religionsunterricht.

Nun wird die Aufwertung des Religionsunterrichts von einem freiwilligen zu einem so genannten Wahlpflichtfach keineswegs nur von überzeugten Katholiken oder Protestanten gefordert. Auch viele Anders- oder Nichtgläubige denken, dass Religionsunterricht vom Berliner Senat als gleichrangiges Äquivalent zum neutralen Fach Ethik anerkannt werden sollte. Hinzu kommt das wachsende Unbehagen in der Berliner Öffentlichkeit mit dem an den öffentlichen Schulen von der „Islamischen Föderation“ organisierten freiwilligen Islamunterricht. Als Wahlpflichtfach stünde dieser sehr viel stärker unter der Aufsicht der Berliner Landesregierung als jetzt.

Die Kampagne „Werte brauchen Gott“ dürfte der Position der beiden christlichen Kirchen jedoch einen Bärendienst erwiesen haben. Ein so stark vereinfachender, ja sektiererischer Werbespruch missachtet nicht nur die wertegebundenen Lebenshaltungen vieler Atheisten, sondern ignoriert natürlich auch die Geschichte.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

teil nach dem anderen tritt hinzu und spielt die Mutter. Sie spielen, wie sie sich in der entsprechenden Situation verhalten würden. Erstes Szenario: „Die Mutter weist die Tochter darauf hin, dass sie die Hausaufgaben für die Schule machen müsse. Die Tochter sagt ja, liest aber weiter in einem Comic-Heft. Als die Mutter das bemerkt, wird sie ärgerlich. Die Sache schaukelt sich hoch. Die Tragödie nimmt ihren Lauf.“ Im Gespräch über die einzelnen gespielten Szenarien fällt auf, dass sich alle Eltern mit der Mutter identifiziert haben. Allen fiel es schwer, sich in das Kind hineinzusetzen. Die meisten waren überrascht darüber, wie das Kind die Mutter beeinflussen konnte, wie sie selbst den Machtkampf gewinnen wollten. Auf Grund des Erlebten arbeiteten sie gemeinsam heraus, wie das Kind wirklich ansprechbar ist: „Als Mutter klar sein, sachlich bleiben, sich nicht ablenken lassen und dabei bleiben, Strukturvorgaben machen, Alternativen anbieten.“ An diesem Abend gingen Franziska und alle anderen Eltern erleichtert nach Hause.

Vergleichen wir die drei angeführten Beispiele, so wirken sie schon äußerlich sehr heterogen. Mal erfolgt das Vorgehen nur im Kreis sitzend, mal im spontanen Spiel, mal auf Grund von konkreten Problemen. Dass die skizzierten Gesprächsverläufe durch die Interventionsform STR (mit)bewirkt sind und was das Verbindende des STR ist, wurde an anderer Stelle herausgearbeitet (Riegger 2002, S. 107 ff.).

2. Fachlichkeit in der Sozialen Arbeit

Die Diskussion um die Fachlichkeit der letzten 50 Jahre in der Sozialen Arbeit lässt sich in Deutschland nach C. Wolfgang Müller (2000) chronologisch in mindestens drei Phasen einteilen: die „Fachlichkeit der alten Methodenlehre“, die „neue Fachlichkeit als kritische Gesellschaftstheorie“ und die „Professionalisierung der eigenen Person“. Im Grunde geht es in allen drei Phasen um das je neu zu bestimmende Verhältnis von Form und Inhalt der Sozialen Arbeit. Weil hier die Form der Intervention des STR im Vordergrund steht, könnte leicht der falsche Eindruck einer rezeptologischen Anwendbarkeit entstehen. Es sei hier aber daran erinnert, dass Interventionsformen in der Sozialen Arbeit nicht inhaltsleer für sich existieren, sondern nur in der Inszenierung der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter und der Klientel mit Intentionen, innerhalb eines Kontextes (beispielsweise Institution und Gesellschaft) in Verbindung mit einem Inhalt, um nur einige wichtige Punkte zu nennen. Deshalb müsste das STR ausführlich innerhalb der neueren sozialpädagogischen Methodendiskussion erörtert werden, in der der Begriff Intervention „für alle Aktivitäten des methodischen

Handelns (ausgewiesene Methoden, Rituale, Arrangements)“ stehen kann, wobei Interventionen „zumeist ein ganzes Bündel von Verhaltensweisen, welches man individuell, situativ und gleichzeitig zielgerichtet ‚zusammenbindet‘“, umschließen (Spiegel 2004, S. 74).

Da unsere Darstellung einzelfall- und situationsübergreifend erfolgen muss, sprechen wir von Interventionsform. Um den angedeuteten Sachverhalt nicht unberücksichtigt zu lassen, wird im Folgenden das in der ersten Phase in München an der Katholischen Stiftungsfachhochschule von Adelheid Stein entwickelte STR so beschrieben, dass eine „Fundierung der Berufsausbildung durch eine kritische Gesellschaftstheorie“ (zweite Phase) und eine „Kultivierung der eigenen Person als wichtiges Medium lebenslagenspezifischer Lehr-Lern-Prozesse“ (Müller 2000, S. 423) (dritte Phase) dergestalt berücksichtigt wird, dass ein besonderes Augenmerk auf die sozial-ethische Wertebasis des STR und die Person der Leitung gelegt wird. Diese Vorgehensweise soll nicht nur einem rezeptologischen Missverständnis vorbeugen, sondern eröffnet die Möglichkeit, das STR als eine Interventionsform der Sozialen Arbeit zu verstehen, mit deren Hilfe

- ▲ „Ganzheitlichkeit“ im Sinne einer Fähigkeit zur „strukturierten Offenheit“ (Thiersch 1993; Grunwald; Thiersch 2004, S.32 f.) als zentrale Handlungskompetenz aufgebaut,
- ▲ das Ziel der Förderung der Autonomie der Lebenspraxis und der Herstellung von Normalität angestrebt (Heiner 2004, S. 155) sowie
- ▲ der Auftrag der Sozialen Arbeit als Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft, System und Lebenswelt (ebd.) umgesetzt wird. Letzteres wurde als Suche nach einer je stimmigen Passung zwischen den unterschiedlichen Bereichen beschrieben, die innerhalb eines kommunikativen Prozesses erfolgt (Riegger 2002, S. 101 ff.).

Um einen Einblick in die jeweils angemessene Form der Problembearbeitung (Dewe; Otto 2002) mit dem STR zu ermöglichen, werden nachfolgend die sozial-ethischen Grundlagen ebenso wie Prinzipien und Regeln des STR dargestellt.

3. Sozialethische Wertebasis

In den vergangenen 45 Jahren wurde das Wertethema in der Sozialen Arbeit durchaus kontrovers erörtert (Münchmeier 1996). In einer pluralen Gesellschaft wird davon ausgegangen, dass es „keine universal gültigen Werte oder Wertssysteme“ gibt und dass Werte aus „Setzungen (Postulaten)“ bestehen, denen man sich anschließt oder auch nicht (Spiegel

2004, S. 67). Hierbei können Werte als „gedachte religiöse, philosophische und politische Vorstellungen über Menschenbilder“ (ebd.) beziehungsweise Weltbilder verstanden werden. Aus diesem Grund wird die sozialetische Wertebasis des STR – verstanden als das für die Soziale Arbeit im Allgemeinen (Wendt 1990, S. 207 ff., Thiersch 1995) und für das STR im Besonderen notwendige Offenlegen und Begründen der vorhandenen Wertebasis – anhand der Vorstellung vom Menschen skizziert. Dabei ist zu betonen, dass es sich hierbei weder um ein Bild des idealen Menschen (Dörner 1991, S. 41) noch um ein Menschenbild handelt, das sämtliche Wesenszüge vereinigen wollte. Vielmehr werden Grundzüge eines Menschenbildes skizziert, die einem offenen Sinnhorizont verpflichtet sind, das heißt die Sinngehalte sind in einem historischen Kontext angesiedelt und müssen je neu verstanden werden (Riegger 2002, S. 17 ff.). Unseres Erachtens sind die nachfolgenden Grundkonstanten zu berücksichtigen.

3.1 Mensch-in-der-Gesellschaft: Individualität und Gemeinschaft

Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wird seit jeher in der Sozialen Arbeit als zentraler Bestandteil reflektiert (Lechner 2000, S. 163-168). Seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich diesbezüglich die systemtheoretische Perspektive innerhalb der Sozialen Arbeit durchgesetzt (Hollstein-Brinkmann; Staub-Bernasconi 2005). Trotz unterschiedlicher Ausprägungen dieser Perspektive scheint eine generelle Vorsicht gegenüber der Systemtheorie dann angebracht zu sein, wenn der Mensch nicht mehr substantiell, sondern lediglich als System betrachtet wird (Lüssi 1992, S. 219 f.).

Ein ausgewogenes Verhältnis von Mensch und Gesellschaft scheint in jenen Theorien Sozialer Arbeit vorhanden zu sein, welche als prozessuale beziehungsweise systemische (Staub-Bernasconi 1995, S. 127) bezeichnet werden können. Der Mensch wird innerhalb dieser Theorien als ein „selbstwissensfähiges Biosystem“ angesehen, das sich unter anderem durch sein Gehirn auszeichnet, das „Organ im Organismus, das ... gleichzeitig darauf festgelegt ist, innerhalb bestimmter Grenzen nicht festgelegt, also plastisch und lernfähig zu sein“ (ebd., S. 127 f.). Innerhalb einer solchen Sichtweise können Menschen als Individuen selbst dann angemessen verstanden werden, wenn sie ebenso als Mitglieder und Akteure in sozialen Systemen verstanden werden. Folgerichtig bedeutet dies, dass innerhalb der Interventionsform STR zwar die Gruppe (Stein 1998, S. 27) von wesentlicher Bedeutung ist, der einzelne Mensch aber in seiner „Individualität“ gesehen wird, auch

„wenn er Mitglied von Gruppen ist“ (ebd., S. 22). In dieser Perspektive partizipiert das STR an der Aufgabe der Sozialen Arbeit, den individuellen Bedürfnissen gerecht zu werden und zugleich den sozialen Erfordernissen zu entsprechen (Staub-Bernasconi 1995, S. 135 f.).

3.2 Kommunikation: Offen und frei, mit- und untereinander

Im STR wird der Mensch grundsätzlich als zur Kommunikation mit anderen Menschen fähig erachtet, das heißt, dass der Mensch in die Kommunikation mit anderen Menschen eintreten kann. Verbale wie nonverbale Kommunikationsprozesse sind im STR von grundlegender Bedeutung, ihre Initiierung und Förderung bedürfen einer expliziten Begründung. Insbesondere im Blick auf Lebensbewältigungsfragen ist ein „offenes und freies Miteinander verschiedener Deutungsangebote“ (Thiersch 1995, S. 72) von entscheidender Bedeutung. Damit dieses postulierte Miteinander auch tatsächlich möglich wird, erfolgen im STR Deutungen niemals unmittelbar („Du bist ...“), sondern immer mittelbar („Mir fällt eine ähnliche Situation ein, in der ich so gehandelt habe, dass ich...“). Mit dieser indirekten Weise der Deutung wird der Angebotscharakter des Gesagten wie ein struktureller „Schutz“ vor übergriffigen Deutungen anderer verankert.

3.3 Zeitlichkeit: Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

Im STR wird von einem Wechselspiel dreier aufeinander bezogener Dimensionen der Person ausgegangen: „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (Stein 1998, S. 70). Je nach Intention werden diese in unterschiedlicher Gewichtung berücksichtigt, wobei die Gegenwart die bevorzugte Dimension ist (ebd., S. 114). Es kann geradezu als charakteristisch für das STR angesehen werden, dass der Mensch nicht nur in seinen zeitlichen Bezügen gesehen wird, sondern dass die Ausrichtung innerhalb des STR unterschiedliche Schwerpunktsetzungen erlaubt, um auf die konkreten Gegebenheiten der Menschen eingehen zu können.

Wenn angenommen wird, dass Spiel eine eigene Realität darstellt, die die alltägliche Wirklichkeit außer Kraft setzen kann, dann ist zu fragen, wie es mit dem Zeiterleben im STR aussieht. Im STR wird zwar wie in jedem Spiel auch eine eigene Zeit aufgebaut, sodass die Zeit außerhalb des Geschehens, mit ihrer Hektik, ihrem Stress, ihrem Problemdruck, den Ablauf nicht beeinträchtigt. Es wird jedoch keine erlebnisverdichtete Zeit angestrebt, wie dies im Psychodrama der Fall ist. Bestimmend bleibt ein „nor-

males“ Zeiterleben, das für gewöhnlich auch dem Alltag zu eigen ist: Analog zu alltäglichen Situationen wird gesprochen und erzählt, neue Möglichkeiten für eine bevorstehende Situation werden erprobt und vieles mehr. In dieser Hinsicht handelt es sich in den Spielen des STR um erlebte alltägliche Zeit, allerdings in der nicht ganz alltäglichen Situation des STR-Settings. Zudem wird im Sozialtherapeutischen Rollenspiel dem Menschen immer eine Veränderungsmöglichkeit in der Zeit zugesprochen. Auf die damit zusammenhängende Bedeutung der Freiheit ist genauer einzugehen.

3.4 Freiheit und Verantwortung

In verhaltenstherapeutischen Ansätzen wird ein Verhalten in eine bestimmte Richtung verändert und zwar vor allem durch die Konsequenz, die auf ein bestimmtes Verhalten erfolgt (positive Verstärkung, Verstärkerentzug, Löschung, Bestrafung). Demgegenüber erfolgen im STR mögliche Verhaltensänderungen auf der Basis von neu erkannten Möglichkeiten. Somit wird die Verhaltensänderung nicht durch die Konsequenzen des Verhaltens zu erreichen versucht, sondern es geht um die reflexive Vorwegnahme möglicher Folgen, die ein entsprechendes Verhalten in der realen Situation nach sich ziehen könnte. Damit geht es um eine antizipatorische Ursache-Folgen-Abschätzung, die die Freiheit des einzelnen Menschen stärkt, jenes Verhalten im Alltag zu realisieren, das er umzusetzen wünscht. Das im Alltag tatsächlich realisierte Verhalten ist Gegenstand der folgenden STR-Zusammenkünfte.

In Bezug auf den „Modellcharakter“ (Stein 1998, S. 20), der der Spielleitung und den Gruppenmitgliedern zugestanden wird, ist festzuhalten, dass dieser keineswegs die Freiheit des Menschen in dem Sinne einschränken würde, dass alle Teilnehmenden nur mehr einem idealen Modell nacheifern sollten. Vielmehr können sich Einzelne an modellhaften Verhalten und an modellhaften Beiträgen der Teilnehmenden ausrichten. Desgleichen werden im STR nicht nur Modelle konformen Verhaltens in Gruppen und in der Gesellschaft aufgezeigt, sondern es werden auch „nonkonforme Verhaltensweisen“ (ebd., S. 23) als Möglichkeiten aufgewiesen. Insofern und in dem Maße, wie dem Menschen Freiheit zugesprochen werden kann, wird es als möglich und notwendig erachtet, dass der Mensch für sein Handeln auch Verantwortung zu übernehmen in der Lage ist.

3.5 Leiblichkeit: Mehr als Körper

Alle Menschen haben sensorische, sexuelle, emotionale und physische Bedürfnisse. Diese sind nicht losgelöst, sondern „an den Leib gekoppelt“. Deshalb

wird in der Interventionsform des Sozialtherapeutischen Rollenspiels das leibliche Wesen des Menschen betont.

3.6 Kontingenzen: Unlösbare existenzielle Fragen

Einem „anderen etwas schuldig geblieben zu sein, für ihn, gewollt oder ungewollt, etwas als gut oder notwendig Erkanntes nicht getan zu haben“, ist für Adelheid Stein eine „existenzielle Grunderfahrung“, welcher kein Mensch entkommt (ebd., S. 67). Die Unausweichlichkeit von Kontingenz, also der Umgang mit unlösbaren Fragen nach Schuld, Scheitern, Leiden, Unrecht, Tod ist eine anthropologische Grundkonstante. Um diese Wirklichkeit auszuhalten, könnte nach Hans Thiersch die „Kenntnis und Einübung in Lebens- und Trostvorstellungen“ ebenso hilfreich sein wie die Einübung in die Möglichkeit, diese Fragen in Sprache zu bannen, damit man mit ihnen leben kann (Thiersch 1995, S.71 f.). Zum Erbe der christlichen Tradition zählt der Autor auch „das Aushalten oder solidarische Mitleiden“ (ebd., S.73) mit Menschen, welche Kontingenzen erleiden. Diese Aspekte sind für das STR konstitutiv.

3.7 Sinn und Orientierung

Es wird unterstellt, dass jeder Mensch ein Bedürfnis nach Sinn und Orientierung im weitesten Sinne hat. Die Erlebnisse, mit denen im STR gearbeitet wird, mögen für die Teilnehmenden zunächst keine Bedeutung haben, doch es wird davon ausgegangen, dass im Laufe des STR – vor allem auch auf Grund der Anregungen der anderen Teilnehmenden – Deutungsmöglichkeiten ins Spiel gebracht und somit Sinn entdeckt und gefunden werden kann. Im STR wird also vorausgesetzt, dass der Mensch aus freien Stücken in der Lage ist, für bestimmte Erlebnisse Sinn zu finden beziehungsweise zu schaffen. Ist nun diese Fähigkeit des Menschen unterbrochen – aus welchen Gründen auch immer – so dient die Interventionsform STR dazu, diesen Prozess wieder in Gang zu bringen, und zwar mit Hilfe von Anregungen und Impulsen der anderen Teilnehmenden sowie der Spielleitung. Dies kann als „stellvertretende Deutung“ verstanden werden. Frei kann der Mensch sich dann auf die Suche begeben und entscheiden, was er als für sich passend erachtet. Handelt es sich um unumstößliche Krankheiten oder Probleme, so wird im STR auch mit der Möglichkeit gerechnet, dass der Mensch in diesen Fällen in Freiheit seinen Widerfahrnissen zustimmen kann.

3.8 Selbst-Transzendenz

Da man es in der Sozialen Arbeit auch mit „unveränderbaren“ Problemen wie progressiven Krankhei-

ten, irreparablen Behinderungen, Verlusten und Trennungen, Inhaftierung, Flucht und so weiter“ zu tun bekommt, führt dies an die „Grenzen der Hilfe und überschreitet diese gleichzeitig in der Sinngebung und Sinnfindung“ (Stein 1993, S. 13). Dies bedeutet, dass ein Mensch neben einem „Orientierungsrahmen“ ein „Ziel“ benötigt, auf das zuzugehen der einzelne Mensch in der Lage sein soll (ebd., S. 38). Ein solches Ziel muss es ihm ermöglichen, „sich selbst zu transzendieren“ (ebd.). Da der Mensch eine Fähigkeit zur „Selbsttranszendenz“ besitzt, ist er in der Lage, „über die eigenen psychischen und geistigen Grenzen hinauszugreifen“ (ebd., S. 264).

Das angeführte Konzept der Selbsttranszendenz gründet auf Annahmen V. E. Frankls (1972, S. 16), der den Menschen als zur „Selbst-Transzendenz“ fähig charakterisiert. Darunter versteht er den „grundlegenden Tatbestand, dass Menschsein über sich selbst hinaus auf etwas verweist, das nicht wieder es selbst ist, – auf etwas oder auf jemanden: auf einen Sinn, den zu erfüllen es gilt, oder auf mitmenschliches Sein, dem es begegnet“ (ebd.). Nach V. E. Frankl sollten wir uns „nicht mit der Transzendenz als solcher befassen, vielmehr bloß mit der Transzendentalität menschlichen Seins, das heißt mit dessen Angelegtsein auf Transzendenz hin“ (ebd., S. 126 f.). Wenn im STR von der Selbst-Transzendenz des Menschen ausgegangen wird, so bedeutet dies, dass der Mensch als zur Transzendenz fähig erachtet wird, dass man sich aber inhaltlichen Ausführungen enthält.

3.9 Homo ludens: Zweckfreiheit

Unter Verweis auf Friedrich Schillers berühmtes Wort, „der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“, formuliert Stein, dass „unser Leben ... als Spiel betrachtet werden“ (Stein 1983, S. 41) kann. Auf der Basis der klassischen Bestimmung des Menschen als „homo ludens“ (Huizinga 1969) wird betont, dass dem STR ein Spielcharakter zu eigen ist, der nicht verloren gehen darf, damit Spielfreude erlebt und Ängste abgebaut werden (Stein 1983, S. 66). Wie allgemein im Spiel, so wird auch im STR die „Zweckfreiheit“ als wesentlich erachtet, das heißt es kann also nicht alles und jedes mit Zwecken versehen werden. Abschließend sei auf den Bezug des skizzierten Menschenbildes des STR zu den individuell vorhandenen Menschenbildern der einzelnen Spielleitungen hingewiesen, welche reflektiert werden müssen, damit ein professionelles sozialarbeiterisches Vorgehen gewährleistet ist. Die folgenden Prinzipien können als verbindendes Element zwischen dem Menschenbild und den Regeln des STR angesehen werden.

4. Prinzipien

Geißler; Hege formulieren klientenorientierte „Prinzipien, die an den Möglichkeiten und den Interventionsangeboten (der Klientel) orientiert und damit an einer gemeinsamen ... Situationsgestaltung (und weniger an den Handlungsperspektiven der Sozialarbeiter/innen)“ (1997, S. 190) ausgerichtet sind. In Anlehnung an diese Perspektiven werden im Folgenden handlungsorientierende Prinzipien formuliert, die einerseits spezifisch für das STR sind und die andererseits eine Teilnehmerorientierung aufweisen. Solche Prinzipien haben orientierende Funktion und sind nicht nur als Handlungsimperative für die Spielleitung anzusehen. Ebenso sind sie in den Rechtfertigungs- und Begründungszusammenhang des jeweiligen Ortes der Umsetzung des STR zu bringen. Sie verdeutlichen, dass das Vorgehen nicht nur formal, sondern wesentlich inhaltlich bestimmt wird.

▲ **Prinzip der Gruppenorientierung:** Die Interventionsform STR wird vorwiegend in Gruppen umgesetzt. Die Teilnehmenden sind somit wesentlich Mitglieder der STR-Gruppe, selbst wenn nur zwei Personen beteiligt sind. Auch als Gruppenmitglieder bleibt die Individualität der Einzelnen gewahrt.

▲ **Prinzip der Erlebnis- beziehungsweise Erfahrungsorientierung:** Grundlage des Vorgehens sind Situationen, die schon erlebt wurden oder die im STR generiert werden. Durch gemeinsamen Umgang und durch spezifische Reflexion dieser Erlebnisse können Erfahrungen als mit Bedeutung versehene Erlebnisse entstehen oder es können bereits vorhandene Erfahrungen neu gedeutet werden.

▲ **Prinzip der Objektgebundenheit:** Erlebnisse im STR sind immer an Objekte gebunden und nie frei flotierend vorhanden. Immer sind sie an konkrete Gegenstände, reale oder imaginäre, konkrete Probleme oder konkrete Situationen und Rollen gebunden.

▲ **Prinzip der Lebensweltorientierung:** Die an Objekte gebundenen Erlebnisse stehen in engem Bezug zur Lebenswelt der Teilnehmenden. Durchgängig wird auf eine Verbindung der Interventionsform STR mit der „realen“ Lebenswelt außerhalb geachtet. Dies erfolgt beispielsweise dadurch, dass die „Überprüfung“ der in der Gruppe erlernten „Verhaltensweisen in der Realität“ erfolgt, und dass die „Rückmeldung an die Gruppe und die Korrektur von angebotenen Verhaltensmodellen“ beim nächsten Zusammentreffen als „wesentlicher Bestandteil“ erachtet wird (Stein 1998, S. 18-20).

▲ **Prinzip der Gegenwartsorientierung:** Aus der Gegenwart heraus wird die Bedeutung von Vergangenheit und Zukunft gewichtet und entsprechend der bewussten oder unbewussten Bedeutung mit einbezogen.

▲ *Prinzip des ganzmenschlichen Vorgehens:* Es werden sowohl die Sinne (Kopf, Herz, Hand) als auch die Fähigkeit des Menschen, über sich hinauszugreifen (Selbst-Transzendenz), mit einbezogen. Phantasie und Imagination sind dabei von großer Bedeutung.

▲ *Prinzip der Strukturorientierung:* Der Ablauf der einzelnen Spiele und die Spielregeln strukturieren die Handlungen der Teilnehmenden innerhalb der Interventionsform STR. Der Ablauf bildet den Rahmen, innerhalb dessen vielfache Entfaltungsmöglichkeiten bestehen, beispielsweise im Blick auf die Intentionen, die Inhalte, die Einzelnen, die Gruppe, die Institutionen. Die Strukturierung der Szene ist auf Konkretheit hin ausgerichtet.

▲ *Prinzip der Inhalts- und Beziehungsorientierung:* Inhalts- und Beziehungsebene sind als gleichwertig anzusehen, wobei in der Spielszene beide als getrennt und aufeinander bezogen angesehen werden. Die paradoxe Formulierung "getrennt und aufeinander bezogen" verweist auf die Art der Integration von Inhalt und Beziehung im Möglichkeits- und Spielraum.

▲ *Prinzip der Freiheitsorientierung:* Zum Spiel kann motiviert, aber nicht gezwungen werden. Der Zwang innerhalb des Spiels würde es zerstören. Zudem ist es den Teilnehmenden freigestellt, wie intensiv sie sich auf das Spiel einlassen. Es kann beispielsweise auch eine Rolle am Rand des Geschehens gewährt werden, deren Beteiligung relativ gering ausfallen kann.

▲ *Prinzip der Spielorientierung:* Während der Durchführung des STR ist der Spielcharakter unbedingt zu wahren! Die Leitung als Fachkraft bringt dabei im Rahmen dieser Orientierung ihr Wissen aus der Sozialen Arbeit lediglich auf der Spielebene und somit über eigene Erlebnisse ein. Das Fachwissen wird damit transformiert wiedergegeben, und zwar über persönliche Erlebnisse der Leitung. Während die entwickelten Prinzipien an der gemeinsamen Situationsgestaltung von Spielleitung und Teilnehmenden orientiert sind und somit eine Verbindung von Wertebasis und Situation, in der gehandelt wird, ermöglichen, werden im Folgenden die Spielregeln des STR angegeben, welche konkrete Handlungshinweise enthalten.

5. Verbindliche Spielregeln

Folgende zwei Grundregeln sind als zentral anzusehen und einzuhalten:

▲ Ich teile nur eigene, konkrete Erlebnisse mit. Diese Mitteilungen erfolgen beschreibend und erzählend.

▲ Ich interpretiere die anderen nicht. Um mit einem anderen ins Gespräch zu kommen, beschreibe und erzähle ich eigene, konkrete Erlebnisse, Erfahrungen

und Gefühle (zum Beispiel, wie ich mich in der geschilderten Situation des anderen fühlen würde).

Im Sinne dieser Grundregeln werden eigene Erlebnisse und Probleme mitgeteilt. Wird zum Erlebnis, zum Problem einer anderen Person Stellung genommen, so geschieht dies nur in der Form, dass erzählt wird, wie man sich in der Lage des anderen fühlen würde, was man in der Lage des anderen tun würde und so weiter. Ferner wird daran festgehalten, dass nie durch direkte Interpretation Bedeutungen gefunden werden. Durch das Beschreiben von Erlebnissen oder von gefundenen Bildern findet das Gruppenmitglied selbst deren Bedeutung.

In der hier dargestellten Form sind diese Grundregeln für alle Teilnehmenden wie auch für die Spielleitung innerhalb des STR durchgehend gültig und sollen allen explizit bewusst sein. Über diese Spielregeln hinaus hat sich speziell die Spielleitung weiterer Regeln zu vergegenwärtigen, die den Teilnehmenden des STR nicht explizit bekannt sein müssen, da sie durch das Modell der Spielleitung im Verlauf der Spiele von den Teilnehmenden erlernt werden. Von den grundlegenden Spielregeln sind also die folgenden Regeln abzuheben, die nur der Spielleitung explizit bewusst sein müssen:

▲ Die Spielleitung hat sich in der Vorbereitung zuerst zu fragen: Ist das STR beziehungsweise das konkrete Spiel wirklich die zum Ziel führende Interventionsform in Bezug auf Inhalt, auf Teilnehmende?

▲ Die Spielleitung hat dafür zu sorgen, dass die zwei grundlegenden Spielregeln von allen Teilnehmenden eingehalten werden. Dies kann in einem förmlichen „Vertrag“ aller Beteiligten geschehen.

▲ Die Spielleitung beherrscht alle Spielregeln aktiv. Ergibt sich aus der konkreten Spielsituation heraus die begründete Notwendigkeit, so können auch nur Elemente aus dem STR umgesetzt werden oder es ist in der konkreten Situation ein Abweichen von der Spielregel möglich.

▲ Die Spielleitung berücksichtigt in der Spielanweisung Ausweichmöglichkeiten für die Teilnehmenden.

▲ Die Spielleitung hat darauf zu achten, dass alle Erlebnisse, auch die problembehafteten und die damit verbundenen Gefühle bei allen Teilnehmenden, immer an reale oder imaginäre Gegenstände oder eine imaginäre oder real angedeutete Szenerie gebunden sind.

▲ Die Spielleitung übernimmt eine „Doppelrolle“ von Teilnahme und Leitung.

▲ Die Spielleitung achtet darauf, dass keine Beiträge verurteilt werden. Es werden die Folgen aufgezeigt, die sich bei einem entsprechenden Verhalten der Teilnehmenden im Alltag ergeben würden.

Weil es im STR um konkrete Erlebnisse der Teilnehmenden geht, muss die Spielleitung ihre Anweisungen so gestalten, dass es für die Teilnehmenden einerseits möglich ist, Erlebnisse zu finden, und dass andererseits nicht Erlebnisse preisgegeben werden müssen, diese nicht preisgeben wollen oder können. Im STR-Spiel ist die Spielleitung aktiv am Geschehen beteiligt, aber nicht so, dass sie involviert wäre. Sie benötigt ebenso eine Distanz zu den Abläufen. Hierin spiegelt sich die Doppelrolle von Teilnahme und Leitung. Erst diese Doppelrolle ermöglicht es, durch die verschiedenen Formen des Feedback und durch stützendes Verhalten den Spielprozess innerhalb des STR zu steuern. Sie ermöglicht es der Spielleitung auch, auf die Teilnehmenden, auf das Tempo der Abläufe und auf einzelne Beiträge einzugehen. Weil kein Beitrag verurteilt wird, zeichnet sich die Interventionsform STR durch Respekt und Achtsamkeit vor den Teilnehmenden und deren Anliegen aus, verbunden mit der Hoffnung, dass eine jeweils stimmige Passung zwischen verschiedenen Ansprüchen erreicht werden kann. Abschließend soll noch erwähnt werden, dass der jeweilige Einsatz des Sozialtherapeutischen Rollenspiels einer gründlichen Reflexion bedarf, die hier jedoch nicht geleistet werden kann.

Literatur

Dewe, B.; Otto, H.-U.: Reflexive Sozialpädagogik: Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Opladen 2002, S. 179-198

Dörner, K.: Mosaiksteine für ein Menschen- und Gesellschaftsbild – Zur Orientierung psychiatrischen Handelns. In: Bock, T.; Weigand, H. (Hrsg.): Hand-Werks-Buch Psychiatrie. Bonn 1991, S. 38-46

Frankl, V. E.: Der Wille zum Sinn. Bern 1972

Geißler, K. A.; Hege, M.: Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Weinheim/Basel 1997.

Grunwald, K.; Thiersch, H.: Das Konzept lebensweltorientierte Soziale Arbeit. In: dies. (Hrsg.): Praxis lebensweltorientierter Sozialer Arbeit: Handlungszugänge und Methoden in unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Weinheim 2004, S. 13-39

Heiner, M.: Professionalität in der Sozialen Arbeit: Theoretische Konzepte, Modelle und empirische Perspektiven. Stuttgart 2004

Hollstein-Brinkmann, H.; Staub-Bernasconi, S. (Hrsg.): Systemtheorien im Vergleich: Was leisten Systemtheorien für die Soziale Arbeit? Wiesbaden 2005

Huizinger, J.: Homo Ludens (1938). Deutsch von Nachod, H. Hamburg 1969

Lechner, M.: Theologie in der Sozialen Arbeit. Begründung und Konzeption einer Theologie an Fachhochschulen für Soziale Arbeit. München 2000

Lüssi, P.: Systemische Sozialarbeit. Praktisches Lehrbuch der Sozialberatung. Bern 1992

Müller, C. W.: Fachlichkeit als Gesamtkunstwerk: Von der Notwendigkeit, in Epochen zu denken. In: Müller, S. u.a. (Hrsg.): Soziale Arbeit: Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Neuwied/Kriftel 2000 <https://doi.org/10.5771/0490-1606-2006-10>

Münchmeier, R.: Ethik. In: Kreft, D; Mielenz, I. (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim 1996, S. 244-247

Riegger, M.: Erfahrung und Glaube ins Spiel bringen. Das Sozialtherapeutische Rollenspiel als Methode erfahrungsbezogenen Glauben-Lernens. Stuttgart 2002

Spiegel, H.: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Grundlagen und Arbeitshilfen für die Praxis. München 2004

Staub-Bernasconi, S.: Systemtheorie, Soziale Probleme und Soziale Arbeit: lokal, international. Bern 1995

Stein, A.: Das Rollenspiel. In: Lade, E. (Hrsg.): Christliches ABC heute und morgen. Bad Homburg 1983, S. 39-49

Stein, A.: Sozialtherapeutisches Rollenspiel. Neuwied/Kriftel 1993

Stein, A.: Sozialtherapeutisches Rollenspiel. Neuwied/Kriftel 1998

Thiersch, H.: Strukturierte Offenheit. Zur Methodenfrage einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit. In: Rauschenbach, Th.; Ortman, F.; Karsten, M.E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Weinheim 1993, S. 11-28

Thiersch, H.: Lebenswelt und Moral. Beiträge zur moralischen Orientierung sozialer Arbeit. Weinheim 1995

Wendt, W.R.: Ökosozial denken und handeln. Grundlagen und Anwendungen in der Sozialarbeit. Freiburg im Breisgau 1990

Bürgerstiftungen und Soziale Arbeit?

Gemeinsamkeiten, offene Fragen und Weiterentwicklungen

Hugo Maier; Martin Rüttgers

Zusammenfassung

Bürgerstiftungen erfuhren in den letzten Jahren Unterstützung durch eine Politik, die freiwillige Eigenverantwortung und Mitgestaltung der Bürger und Bürgerinnen im und am Gemeinwesen hervorhob. Die politische Unterstützung geht einher mit dem Umbau des Sozialstaates, der für viele Fachkräfte der Sozialarbeit auch eine Zäsur der „Erfolgsstory Soziale Arbeit“ bedeutet. Bürgerstiftungen sind jedoch keine beliebig einsetzbaren Lückenbüßer für schwieriger gewordene staatliche Finanzierungen, sondern betonen ihre Eigenständigkeit im kommunalen und regionalen Raum.

Abstract

Within the last years, citizens foundations have seen the support by a policy which has emphasised the citizens' voluntary self-responsibility and their participation in the organisation within and at the community. Political support is being accompanied by rebuilding the social state which, for many people working in the social field, also means a break with the so-called social work success story. Citizens foundations, however, are not a stopgap which arbitrarily may be used in cases where financing by the state has become quite difficult. Rather they stress their independence in the local and regional area.

Schlüsselwörter

soziale Arbeit - Finanzierung - Stiftung - bürgerschaftliches Engagement - Träger - Sozialarbeiter - Bürgerstiftung - Wirtschaftssozialarbeit

Einleitung

Der europäische Wirtschaft- und Stabilitätspakt aus dem Jahre 1997 wird als ein markanter Wendepunkt in der bisherigen Entwicklung der Sozialen Arbeit bezeichnet. Spätestens ab diesem Zeitpunkt begann die sich ab Mitte der 1970er-Jahre abzeichnende „Erfolgsstory Soziale Arbeit“ auf der Stelle zu treten. Bisherige staatliche Zuschüsse flossen nicht mehr im gewohnten Maße, weil ein umfassender Umbau des Sozialstaats angestrebt wurde. Die Diskussion reißt seither nicht mehr ab; charakteristisch ist dabei, dass die ursprüngliche Diskussion um Einsparmöglichkeiten immer deutlicher an die Pflicht zur Einsparnotwendigkeit gekoppelt wurde. Die Konzentration trug dazu dabei, dass zwischenzeitlich jag

liche Tätigkeit im Sozialbereich durch finanzielle Maßgaben gesteuert wird. Ein bislang noch nicht näher quantifizierbarer Anteil der Tätigkeit von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern wird seither durch diesen Themenkomplex gebunden. Diese lang anhaltende Diskussion, von nicht wenigen Praktikern und Praktikerinnen als Last aufgefasst, provoziert auch neue Sichtweisen und Haltungen. Ronald Lutz (2005) ist sogar der Ansicht, Grundzüge einer „erschöpften Sozialarbeit“ zu erkennen. Kennzeichnend für seine Auffassung ist, dass Soziale Arbeit unabdinglich mit gesellschaftlichen Umbrüchen verquickt ist, sie ihre geschichtlich begründete Identität zu verlieren droht, inzwischen selbst heftig nach Orientierungen sucht, zu denen auch neue Organisations- und Trägerformen gehören.

Das Totenglöcklein der bisherigen Sozialarbeit läuten zu hören, ist trotz solcher begründeter Zustands- und Zeitdiagnosen zwar möglich, aber nicht angemessen. Gewiss ist: Sozialarbeit wird als hauptberufliche und/oder ehrenamtliche Tätigkeit nach wie vor gebraucht; ob damit eine Bestätigung der gegenwärtigen Ausprägungen und die auch traditionell begründeten institutionalisierten Zielsetzungen dauerhaft Bestand haben werden, steht jedoch auf einem anderen Blatt.

Bereits heute gehört es zu einer konzeptionell operierenden Sozialarbeit, neuere Rahmenbedingungen auf ihre Anwendbarkeit hin zu überprüfen, um sich innerhalb der nationalen und europäischen Gesellschaft aufzustellen. Diese Rahmenbedingungen umfassen auch eine gezielte Beschäftigung mit der Ausbreitung von Bürgerstiftungen. Sie wurden in den letzten Jahren durch die Politik stark gefördert, weil sie einerseits zivilgesellschaftliche Vorannahmen erfüllen und andererseits auch idealtypisch das freiwillige Engagement von Bürgern und Bürgerinnen an der Mitgestaltung der Gesellschaft fördern. Die Soziale Arbeit, als ein wichtiger gesellschaftlicher Topos, hofft, nicht nur durch die bereits bestehenden Bürgerstiftungen zu profitieren, sondern sich selbst auch an der allmählichen Ausbreitung langfristig zu beteiligen.

In diesem Beitrag werden daher einige Fragestellungen aufgegriffen, die Bürgerstiftungen und Soziale Arbeit in Beziehung setzen. Neben dieser Absicht ist das Ziel vorherrschend, die Frage nach Gestaltungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten in Umrissen zu klären. Durch unsere Mitarbeit im Rahmen der 2005 gegründeten „Bürgerstiftung Köln“ ist es zudem auch möglich, aktuelle Erfahrungswerte aus der Praxis zu berücksichtigen.

Historische Anmerkungen zu Stiftungen und Sozialer Arbeit

Stiftungen sind schon seit dem Mittelalter bekannt. Ein Teil von ihnen besteht auch noch in der Gegenwart, zum Beispiel in Form von Hospitälern, die heutzutage moderne Alten- und Pflegeheime betreiben. Ein anderer Teil legte den ideellen, finanziellen und institutionellen Grundstock für die Arbeit mit behinderten Menschen; auch er betreibt Facheinrichtungen, die sich längst gegenwärtigen Bedingungen angepasst haben.

Traditionsgemäß lassen sich Stiftungen als organisatorische Vorläufer der Sozialen Arbeit identifizieren, die zunächst hauptsächlich mit christlichen, später philanthropischen und bürgerlichen Wurzeln sowie Leitzielen verbunden waren. Der großzügige Umgang mit dem, was als Soziale Arbeit bezeichnet wird, lässt eine durchaus überraschende Konzentration erkennen, wenn man das Verhältnis zwischen Stiftungen und Sozialer Arbeit am Ende des 19. Jahrhunderts betrachtet. Jene Phase also, die *Wehler* (1995) als das „erste deutsche Wirtschaftswunder“ bezeichnet, das ab zirka 1890 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs andauerte. In dieser Zeit entstand neben steuerfinanzierten Modellen zum Unterhalt von Einrichtungen für Menschen in unterschiedlichen Notsituationen bereits eine Reihe von Stiftungen, die heute noch von Bedeutung sind, wie das Beispiel Frankfurt am Main zeigt. *Richard Merton* (1848-1916), um einen bedeutsamen Stifter hervorzuheben, machte sich nicht nur um die Gründung der dort 1914 eröffneten Stiftungsuniversität verdient, sondern prägte die städtische, regionale und reichsweite Entwicklung der praktischen Sozialarbeit mit. Seinen gesellschaftspolitischen Vorstellungen zufolge stellte er der Omnipräsens des Konturen gewinnenden Sozialstaates eine Alternative gegenüber, die vor allem auf die Beteiligung der Bürger und Bürgerinnen im und am Staat abzielte: Der Wille zur Mitgestaltung und Mitverantwortlichkeit sollte somit durch privatwirtschaftliche Überlegungen und Strategien gefördert werden. Eine besondere Art der Bürgergesellschaft wurde so in Ansätzen antizipiert, allerdings nicht nur als theoretisches Modell, sondern als eine verwirklichte Form der praktischen Unterstützung und Hilfeleistungen.

Es mag durchaus lohnend sein, diesen zeitlichen Hintergrund für die Entwicklung der Sozialen Arbeit noch genauer als bisher geschehen in den Blick zu nehmen. Allein die Tatsache, dass sich Frauen aus dem Wirtschafts- und Bildungsbürgertum in dieser Wachstumsphase verstärkt der Sozialen Arbeit wandten, könnte auch den Blick weiten. Neben dem

Staat und den sich reichsweit organisierenden Wohlfahrtsverbänden existierten auch (lokale und regionale) Initiativen, die flankierend die Professionalisierung der Sozialen Arbeit förderten, weil sie einerseits auf qualifizierte Mitarbeitende angewiesen und andererseits mit den gängigen Erklärungsmodellen zur Genese und zu Verlaufsformen von sozialen Problemen nicht in Gänze einverstanden waren. Voraussetzung für diese Art der Entwicklung war jedoch, dass auch Frauen verantwortlich Rechtsgeschäfte tätigen konnten und sich ökonomische und juristische Handlungsprinzipien zu eigen machten. Ließe sich dieser Ansatz verifizieren, so müsste der bisherigen Entwicklung der Stiftungsgeschichte, geprägt durch die allgemeinen Stichworte Verkirchlichung, Verweltlichung, Verstaatlichung noch ein weiteres, nämlich die zunehmende und verantwortliche Beteiligung von Frauen, hinzugefügt werden.

In der Bundesrepublik Deutschland sind Stiftungen rechtlich abgesichert. Jedes Bundesland verfügt über ein eigenes Stiftungsrecht, was als nicht ganz unproblematisch gilt, zumal damit auch die Gefahr eines „Stiftungsgefälles“ nicht völlig auszuschließen ist. Die Diskussion um die Frage der steuerlichen Behandlung und Bewertung von Stiftungseigentum führte in den Vergangenheit dazu, dass im mehrfachen Sinne von „Verstaatlichung“ gesprochen wurde. Erfüllen Stiftungen jedoch die drei Wesenselemente Zwecksetzung, Vermögen und Eigenorganisation, so bewegen sie sich in einem rechtlichen Rahmen, der Gründung, Existenz und Fortdauer garantiert. Auch in anderen europäischen Ländern existieren Stiftungen. Beispielsweise sind in der Schweiz zirka 7 000 Stiftungen registriert und anerkannt, in Österreich wurde eine „stiftungsfreundliche Entwicklung“ wahrgenommen und Frankreich schaffte nach der Revolution von 1789 Stiftungen radikal ab, um sie später unter strengeren Auflagen wieder zuzulassen (*Appel* 2004).

Politische Förderung von Bürgerstiftungen

Die Diskussionen über die Stärkung des freiwilligen bürgerschaftlichen Engagements in der Bundesrepublik Deutschland brachte neuen Schwung in die Debatte über politisch erwünschte und förderbare Strategien. So benennt beispielsweise die *Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ des Deutschen Bundestages* (2003) zahlreiche Instrumente und Handlungsempfehlungen zur strukturellen Stärkung des Engagements, die Bund, Länder, Kommunen, Unternehmen und gemeinnützige Organisationen anregten, ihre Förderstrategien zu modernisieren. Die Einrichtung von Bürgerstiftungen wird dabei als ein geeignetes Instrument

genannt, um bürgerschaftliches Engagement nachhaltig zu steigern. Inzwischen haben sich bereits viele Bürgerinnen und Bürger davon überzeugen lassen. Selbst Banken und Kirchen zeigen sich aus unterschiedlichen Motivationen gegenüber dem Beratungsbedarf von Stiftern sehr aufgeschlossen. Beide Institutionstypen versprechen sich nämlich an einem eventuell noch breiter verlaufenden Trend eine langfristige Teilhabe. Gerade Banken mit genossenschaftlichem Hintergrund entwickeln eifrig Strategien, indem sie nicht unerhebliche Förderbeiträge, zuvor erwirtschaftet durch Finanzgeschäfte, bei Neugründungen in Aussicht stellen. Einige Banken haben Mitarbeitende als „Stiftungsmanager“ qualifiziert, die an der Nahtstelle Bank- und Bürgerinteressen durchaus erfolgreich operieren.

Trotz flankierender Maßnahmen ist der Erfolg noch nicht so durchschlagend wie politisch erwünscht. Derzeit wird in Deutschland von über 100 bereits gegründeten Bürgerstiftungen ausgegangen. In Expertenkreisen wird vermutet, dass es darüber hinaus eine Vielzahl weiterer Gesprächs- und Initiativkreise gibt, die sich noch in der Gründungsphase befinden. Berücksichtigt man dabei, dass im Jahr 2005 das Geldvermögen der privaten Haushalte 4 067 Milliarden Euro betrug, dann wird einigermaßen deutlich, welche gewaltigen Potenziale noch aktiviert werden können.

Die bisherigen Bürgerstiftungen sind im gesamten Land geographisch nicht gleichmäßig verteilt. So weist die „Deutschlandkarte“ der „Initiative Bürgerstiftungen“ regionale Schwerpunkte für das Rheinland, Ostwestfalen-Lippe, den Großraum Hannover und die Rhein-Neckar-Region aus. Der Trend scheint inzwischen jedoch auch in anderen Regionen angekommen zu sein: Allein im Regierungsbezirk Tübingen wurden im Jahr 2005 insgesamt 26 Stiftungen gegründet, unter ihnen auch Bürgerstiftungen.

Grundmerkmale von Bürgerstiftungen

„Bürgerstiftungen sind Einrichtungen von Bürgern für Bürger, die durch das Sammeln von kleinerem und mittlerem Vermögen kulturelle, soziale, bildungspolitische und sonstige gemeinnützige Ziele unterstützen. Die Bürger, welche die Stiftung tragen, werden über entsprechende Gremien an der Mitwirkung und Mitgestaltung beteiligt“, definiert die *Aktive Bürgerschaft e.V.* (2002), was sie unter dem Begriff versteht. Der „Arbeitskreis Bürgerstiftungen“ des *Bundesverbandes Deutscher Stiftungen* (2004) nannte zehn unabdingbare Merkmale, die erfüllt sein müssen, um von einer Bürgerstiftung sprechen zu können: Gemeinnützigkeit, Gemeinschaftlichkeit, Unabhängigkeit, geographisch begrenzter Wirkungsraum,

Dauerhaftigkeit, breiter Stiftungszweck, Förderung bürgerschaftlichen Engagements, Öffentlichkeitswirksamkeit, Netzwerkarbeit, Transparenz und Rechenschaftspflicht.

Ziel einer Bürgerstiftung ist es, möglichst vielen Bürgerinnen und Bürgern auf dieser Basis Möglichkeiten zu eröffnen, spezifische Beiträge für das Gemeinwohl zu leisten. Häufig werden diese in den Förderbereichen Bildung und Erziehung, Jugend- und Altenhilfe, allgemeine Soziale Arbeit sowie im Umwelt- und Naturschutz erbracht. Weitere Förderungsbereiche sind beispielsweise Kultur, Wissenschaft, Forschung, Heimatpflege und Sport. Die Stiftungszwecke werden in den jeweiligen Satzungen verankert. Eine allzu enge Eingrenzung des Stiftungszwecks wird jedoch nach Möglichkeit vermieden. Bürgerstiftungen sollen nämlich auch perspektivisch in der Lage sein, mit Schwerpunkten langfristig variabel umzugehen, um somit auf neue Bedarfslagen vor Ort reagieren beziehungsweise neue Impulse setzen zu können. Neben gemeinwohlorientierten Zielsetzungen spielen auch private steuerliche Fragen bei Stiftern und Zustiftern eine bisweilen nicht unerhebliche Rolle. Die Auseinandersetzung damit führt vielerorts zu der Meinung, dass durch Stiftungsgründungen dem Staat Steuern vorenthalten werden (*Kocka* 2004).

Bürgerstiftung Köln

Grundsätzlich unterscheiden sich Bürgerstiftungen nicht von anderen Stiftungen. Sie sind ebenso an Gesetze gebunden und werden nach Vorlage und Prüfung der Stiftungssatzung und des notariell beglaubigten Stiftungsgeschäfts durch die Stiftungsaufsichtsbehörde anerkannt. Zusätzlich wird die steuerrechtliche Seite der Gemeinnützigkeit durch die zuständige Finanzdirektion überprüft.

Neu ist jedoch, dass grundsätzlich nicht mehr nur ein Stifter oder eine Stifterin den Willen erklärt und eine Gründung veranlasst, sondern sich eine unterschiedliche Anzahl von Bürgerinnen und Bürgern mit durchaus differenzierten Vorstellungen und heterogenen Interessen zu *einer* Stiftergemeinschaft zusammenschließen kann. Die Gründungsphase der „Bürgerstiftung Köln“ zeigt exemplarisch, dass der Zusammenschluss zu einer Stiftergemeinschaft systematisch gefördert werden kann. So ging die dortige Initiative zur Gründung der Bürgerstiftung 2003 vom *Verein KölnAgenda e.V.* aus, der mit Hilfe einer wissenschaftlichen Begleitforschung (*Rüttgers; Schwarz* 2004) einen Initiativkreis ins Leben rief, um gezielt die Gründung der *Bürgerstiftung Köln* voranzubringen. Am Initiativkreis nahmen etwa zehn Bürger und

Bürgerinnen teil, überwiegend mit akademischer Ausbildung und zu den besser Verdienenden zählend, die über Partei- und Verbandsgrenzen hinaus Initiative für „ihre“ Stadt ergreifen wollten. Ausländische Mitbürger und Mitbürgerinnen oder zwischenzeitlich Eingebürgerte beteiligten sich nicht.

Über zwei Jahre lang bereitete der Initiativkreis die Stiftungsgründung vor. Die Vorbereitungszeit war von einer anspruchsvollen Aufgabenteilung unter den Akteuren, einer produktiven projektbezogenen Zusammenarbeit sowie einem erheblichen und überdurchschnittlichen Maß an freiwilligem Engagement geprägt. Als bekannt wurde, dass sich auch andere Initiativen gefunden hatten, um eine *Bürgerstiftung Köln* zu gründen, führte dies zu einer zusätzlichen Dynamik. Sowohl Arbeits- als auch Zeitdruck nahmen zu, um nicht gegenüber anderen Initiativen das Nachsehen zu haben. Dabei ging es vor allem auch um die Frage, wer den Namen *Bürgerstiftung Köln* für sich in Anspruch nehmen darf.

Am 17. Juni 2005 wurde die *Bürgerstiftung Köln* gegründet und mit einem Kapital von 50 000 Euro ausgestattet. Unter den 51 Gründungstiftern befinden sich 15 Frauen und 35 Männer sowie ein öffentlich-rechtliches Kreditinstitut. Über die Hälfte der Gründungstiftenden ist älter als 50 Jahre, nur eine Stifterin ist jünger als 30 Jahre. Die Stiftergemeinschaft stellt in etwa einen Querschnitt der Kölner Bevölkerung dar. Alle demokratischen politischen Parteien sind durch die Gründungstifter ebenso repräsentiert wie die großen Konfessionen. Vertreten sind akademisch ausgebildete Vertreter und Vertreterinnen sozialer Professionen wie der Politologie, Sozialpädagogik und Pädagogik, lediglich ein Gründungstifter verfügt über einen Migrationshintergrund.

Die *Bürgerstiftung Köln* hat ihren aktuellen Schwerpunkt auf das Querschnittsthema bürgerschaftliches Engagement und Bürgerbeteiligung gelegt. Ein erster Projektwettbewerb „Kölner stiften Zukunft“ wurde schon durchgeführt. Ziel des Wettbewerbs ist es, die Vielfalt bürgerlichen Engagements in der Stadt sichtbar zu machen und besonders herausragende Projektbeispiele zu prämiieren, um damit auch deren Fortbestand zu gewährleisten.

Bürgerstiftungen als „neue“ Träger für die Soziale Arbeit?

Bereits in den 1980er-Jahren hat es unter Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagogen mächtig gegärt, insbesondere bei jenen, die nicht mehr willens waren, sich jeglichen institutionellen Bedingungen zu unterwerfen. Eine Folge davon war, dass Klein-

richtungen, geprägt durch einen parteipolitisch beeinflussten Zeitgeist – „Small is beautiful“ – gegründet wurden. Markant für sie war, dass sie eine klienten- und gesellschaftsnähere Sozialarbeit anboten. Der belebende Schwung ist jedoch inzwischen weitgehend verblasst, die Impulse zur Mitgestaltung sind jedoch geblieben.

Angesichts der Tatsache, dass nunmehr auch die Arbeitslosigkeit unter den in der Sozialarbeit Tätigen steigt und davon vor allem die unter 35-Jährigen betroffen sind, ist die Suche nach neuen Finanzierungsmodellen für die Soziale Arbeit gewissermaßen unabdingbar. Die Gründung von Bürgerstiftungen gilt dabei als ein zukunftsträchtiges Modell, das bei näherer Betrachtung vermutlich auch gute Chancen zu einem innovativen Trägermodell mit europäischer Perspektive hat. Gefordert sind jedoch nicht nur die finanziellen Ressourcen. Mindestens ebenso gefragt sind Kenntnisse zur Handhabung ökonomischer, juristischer und technischer Fragen. Nicht zuletzt geht es auch um Netzwerkarbeit, um bislang brachliegende Ressourcen zu erkennen und zu aktivieren. Begünstigend für Gründungen ist überdies, dass Eigentümer von nennenswertem Vermögen, häufig erwirtschaftet während des „Wirtschaftswunders“

Anzeige BBJ

ab den späten 1950er-Jahren, nach Möglichkeiten suchen, dieses sinnvoll und nachhaltig anzulegen. Ihnen steht neben der aktiven Beteiligung an der Gründung von Bürgerstiftungen die attraktive Möglichkeit offen, Zustiftungen zu tätigen. Dabei gehen Zustiftende von einer ideellen Bringschuld gegenüber der Gesellschaft aus, in welcher sie selbst oder ihre Familien Vermögen erwirtschaftet haben. Viele von ihnen wollen ihr Vermögen nicht an anonyme Institutionen und Verbände vererben, sondern eher an überschaubare lokale und regionale Einrichtungen. Dass dabei im einen oder anderen Falle auch persönliche Eitelkeiten im Spiel sein können, ist verzeihlich. Eine aufgeschlossene Sozialarbeit darf die Augen vor dieser Entwicklung nicht verschließen. Ihr kommt die Aufgabe zu, geeignete Instrumente und Strategien zu entwickeln, um konstruktiv auf gesellschaftliche Veränderungen aufmerksam zu machen. Nützlichkeit und Notwendigkeit stellen dabei zwei unabdingbare Parameter dar.

Fachkräfte Sozialer Arbeit als Stiftungsgründende?

Immer öfter wird auch unter Sozialarbeitern und Sozialpädagoginnen diskutiert, selbst die Initiative zur Gründung von Bürgerstiftungen und Gemeinschaftsstiftungen in die Hand zu nehmen. Derzeit aber schon von einer breiten Aufbruchstimmung zu sprechen, wäre verfehlt. Den Diskutanten ist dabei klar, dass solche Initiativen, sollten sie in einem breiten Rahmen durchgesetzt werden, einen erheblichen Mentalitätswandel, wenn nicht sogar einen Paradigmenwechsel nach sich ziehen würde. Sozialarbeit in der selbstständigen Rolle der gesellschaftlichen Mitgestaltung ist eher neu und löst die eingefahrene Sichtweise ab, welche die Sozialarbeit grundsätzlich am Tropf des Sozialstaates sieht.

Es gibt jedoch nicht wenige dieser Berufsgruppen, die in einem entsprechenden Mentalitätswandel eine Zukunft sehen wollen und dies aus zwei hauptsächlichen Gründen: Zum einen scheint die politische Gangart darin zu bestehen, möglichst viele institutionelle Stellen für hauptberufliche Mitarbeitende abzubauen. An ihre Stelle werden weniger Qualifizierte eingesetzt, die erheblich weniger Personalkosten verursachen. Nicht selten wird dabei dann nach „Ein-Euro-Jobbern“ Ausschau gehalten. Zum anderen zeichnet sich ein Trend ab, Unternehmen in Form von Corporate Citizenship, Corporate Involvement oder Corporate Volunteering ihren Mitgestaltungswillen von Gemeinwesen zum Ausdruck bringen zu lassen. Bürgerstiftungen greifen solche Trends auf. Sie tragen dazu bei, dass langfristige gemeinwohlorientierte Aspekte und nicht ausschließ-

lich wirtschaftliche Ad-hoc-Interessen im Vordergrund stehen. Sozialpädagogen und Sozialarbeiterinnen verknüpfen damit die berechtigte Hoffnung, selbst wieder maßgeblich ihre eigene Arbeit mitzugestalten.

Allgemeine Wirtschaftssozialarbeit

Die an vielen Stellen aufbrechenden Überlegungen zur verantwortlichen strukturellen Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit verfügen noch über keine zentralen Orte, an denen sie systematisch aufbereitet, dokumentiert, evaluiert und analysiert werden. Die bisherigen strukturellen Deutungsmuster einer vorwiegend staatlich subventionierten Sozialarbeit erweisen sich zwischenzeitlich als meist unzulänglich, wenn es darum geht, gesellschaftliche Entwicklungen mit sozialarbeiterischen Notwendigkeiten zu verbinden. Anstelle systematischer Analyse herrscht zufällige Bewertung. Die fehlende Autonomie einer Theorie der Sozialarbeit trägt überdies dazu bei, dass immer mehr ökonomische Prinzipien, ohne genügend auf den Prüfstand gekommen zu sein, geradezu kritiklos übernommen werden.

Allgemeine Wirtschaftssozialarbeit könnte zum zentralen Ort der wissenschaftlichen Aufarbeitung, Gestaltung und Weiterentwicklung werden. Ihr kommt die anspruchsvolle Aufgabe zu, die anhaltende Diversifikation der Sozialen Arbeit befriedigend zu beschreiben und zu inventarisieren, um den derzeitigen Status quo zu erfassen. Von einem praktischen Standpunkt aus betrachtet tritt sie als Verbindungsglied zwischen Bürgerschaft und Staat wie auch als Verbindungsglied zwischen Bürgerschaft und Wirtschaft auf. Durch diese Konstellation erwachsen überschaubare Risiken, die beschreibbar sind, aber auch Fragen, die bislang nur unzureichend geklärt wurden. Es geht um Fragen der Eigenständigkeit und Kooperationsfähigkeit, um Aufsicht und Verantwortung. Nicht „Managerialismus“ ist primär gefragt, sondern langfristige, verlässliche Mitgestaltung, nicht Sektorisierung und Parzellisierung, sondern Beteiligung, Chancengerechtigkeit und Chancenreichtum.

Aus dieser Perspektive betrachtet stellen Bürgerstiftungen ein geradezu belebendes Ferment für die Soziale Arbeit dar. Ihre Ausbreitung zeigt einerseits, dass Gestaltungsmöglichkeiten von einer gesellschaftlichen Schicht ausgehen, der traditionsgemäß unterstellt wurde, nur wenig Interesse an der Lösung sozialer und individueller Probleme zu haben, nicht zuletzt auch deshalb, weil sie selbst zu Adressaten des Sozialstaates geworden waren. Andererseits verweist sie darauf, dass der Gebrauch sozialarbeiteri-

scher Kräfte (Kessl 2005) – zwar längst entdeckt – gegenüber eingeschliffenen Routineabläufen jedoch verteidigt werden muss. Die bisherige „Erfolgsstory Soziale Arbeit“ gerät somit nicht dauerhaft ins Stocken, sondern sucht nach neuen Partnerschaften, die berechtigterweise auch neue und offene Sichtweisen einfordern, die letztlich allen Beteiligten zugute kommen sollen.

Das Modell Bürgerstiftung bietet somit Möglichkeiten, Fachleute und Klientel der Sozialarbeit, Bürger und Bürgerinnen sowie unterschiedliche Institutionen und Organisationen an einen Tisch zu bekommen. Im Entscheidungsfalle verfügen alle Beteiligten über dasselbe Recht, unabhängig davon, welche Geldsumme sie in die Stiftung eingebracht haben, jede Stimme ist gleichberechtigt. Die Möglichkeit, kommunale, regionale, ökonomische und kulturelle Netzwerke zu nutzen, Kompetenzen und Ressourcen zu heben und eine lebensortnahe Soziale Arbeit zu initiieren, könnte somit eine bislang noch nie erreichte Strukturqualität hervorbringen.

Literatur

- Aktive Bürgerschaft e.V.** (Hrsg.): Wege zu einer Bürgerstiftung. Münster 2002
- Appel, Anja:** Stiftungen in der Bürgergesellschaft. Grundlegende Fragen zu Möglichkeiten und Grenzen. In: Politik und Zeitgeschichte 2004, S. 8-15
- Bundesverband Deutscher Stiftungen:** Bürgerstiftungen stellen sich vor. Berlin 2004
- Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ des Deutschen Bundestags** (Hrsg.): Politik des bürgerschaftlichen Engagements in den Bundesländern. Opladen 2003
- Kessl, Fabian:** Der Gebrauch der eigenen Kräfte. Eine Gouvernementalität Sozialer Arbeit. Weinheim 2005
- Kocka, Jürgen:** Die Rolle der Stiftungen in der Bürgergesellschaft der Zukunft. In: Politik und Zeitgeschichte 2004, S. 3-7
- Lutz, Ronald:** Erschöpfte Sozialarbeit? Eine Rekonstruktion ihrer Rahmungen. In: Neue Praxis 2/2005, S.126-145
- Rüttgers, Martin; Schwarz, Michael:** Bürgerstiftungen in Deutschland – Vorbild für Köln? Köln 2004
- Wehler, Hans-Ulrich:** Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Band 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München 1995

Coaching – Alter Wein in neuen Schläuchen?

Zur Nähe von Coaching und Supervision

Bernd R. Birgmeier

Zusammenfassung

Coaching ist als spezifische Form der Beratung von Managern und Führungskräften auf dem Dienstleistungsmarkt seit längerem etabliert und sehr erfolgreich. Eine diskursive Auseinandersetzung mit diesem Thema innerhalb der Sozialen Arbeit fand bis dato nur am Rande statt, obgleich ein konkreter Blick auf die Themen, Inhalte, Anlässe und Vorgehensweisen eine sehr deutliche Analogie zur Sozialpädagogik, vor allem jedoch zur Supervision offenbart. Vorliegender Artikel ist ein Plädoyer dafür, das „klassische“ Coaching in seinen dezidiert sozialpädagogischen Elementen zu enttarnen, um es in der Zukunft verstärkt auch für die Soziale Arbeit zu erschließen.

Abstract

Coaching, as a special form of consulting managers, has been established and is very successful for some time. Inside social work, coaching has only marginally been under discussion, even though many terms in the established coaching-community point out explicit themes and contents in social pedagogy and primarily in supervision. The present article pleads to find the decidedly social pedagogical elements in the discussion of coaching with the aim to open up new resources and potentials for a modern and professional social work in future.

Schlüsselwörter

Supervision - Methode - Sozialpädagogik - Coaching

Coaching – eine neue helfende Profession?

Derzeit gibt es wohl kein anderes Schlagwort, das in der Dienstleistungsbranche häufiger verwendet wird als „Coaching“. Mit mehr als 45 Millionen Treffern beweist alleine schon ein Blick in die Internet-Suchmaschine Google (Stand: 10.12.2005): Coaching boomt! Dennoch ist das, was mit diesem Begriff in der Coaching-Praxis durchaus erfolgreich vermarktet und verkauft wird, nicht immer seriös und professionell. Die ursprünglich verheißungsvolle Idee, Coaching als Personal- und Persönlichkeitsentwicklungsinstrument sowie als spezifische personenzentrierte Profession für die Beratung, Betreuung und Begleitung von Managern und Führungskräften in konkreten beruflichen Krisensituationen zu etablieren (Rauen 2003, S.1, Schreyögg 1999, S.17 ff.), wird oftmals von einer Vielzahl von Scharlatanen ver-

fälscht, die versuchen, mit diesem überaus populären Modebegriff die schnelle Mark zu machen. Und weil der Begriff Coaching bis dato rechtlich noch nicht geschützt ist, verwundert es auch nicht wirklich, wenn neben ernst gemeinten Versuchen, Coaching als eigenständige, eine „Hilfe zur Selbsthilfe“ propagierende Profession mit enger Verwandtschaft zur Supervision, zur Sozialpädagogik und zu lösungszentrierten Kurzzeittherapien zu konturieren, auch Angebote auf den Markt flattern, die als „Flugangst-“, „Hyper-“, „Haudegen-“, „Hunde-“, „Astrologie-“, „Musik-“, „Zen-“, „ASD-“ oder gar als „Sadomaso-Coaching“ eine (wie auch immer geartete) Hilfe wahrhaft in allen Lebenslagen vorzugeben versprechen (Böning; Fritschle 2005, S. 18 f.).

Jenseits dieser exotischen Blüten und bisweilen auch dekadenten Abarten von Coaching hat sich glücklicherweise jüngst jedoch auch eine Szene etabliert, die – im deutschsprachigen Raum vor allem unter der Regie von *Astrid Schreyögg* und *Christopher Rauen* – eine seriöse und professionelle Ausrichtung dieses Handlungsfeldes vorantreiben will und eine wissenschaftliche und konzeptionelle Begründung von Coaching einfordert, um die Spreu vom Weizen der vielfältigen Angebote zu trennen. So haben einzelne Bereiche aus der Ökonomie und den Managementwissenschaften sowie auch aus der Psychologie die hohe Attraktivität, der ein professionelles, wissenschaftlich-(meta-)konzeptuell gestütztes Coaching anhaftet, längst erkannt und rekurrieren auf ein Coaching, das mit dem Fokus auf Hilfe den Anforderungen einer neuen *helfenden* Profession Rechnung tragen will. Die besonderen Formen der Hilfe, die das Coaching zu verkörpern versucht, reichen von einer „Hilfe zur Selbsthilfe“ über eine „Selbstklärungshilfe“ (Fallner; Pohl 2001, S. 14), eine „Reflexionshilfe“ (Reichel; Rabenstein 2001, S. 9), eine Hilfe, um die Lebensaufgabe einer Klientel zu verwirklichen (Rückle 2001, S. 87), eine Hilfe bei privaten Konflikten, Aufgaben und Problemen (Mahlmann 2001, S. 14) bis hin zu einer speziellen „Form der Hilfeleistung für Lernen, Leben und Handeln von Menschen“ (Sassen; Vogelauer 2000, S. 33) oder einer Problemlösungs- und Entscheidungshilfe (Sassen 2000, S. 75).

Coaching für die Reichen – Sozialpädagogik für die Armen?

Erst in jüngster Zeit kristallisiert sich heraus, dass sich auch *die* helfende Profession schlechthin, die Soziale Arbeit (vorwiegend die Sozialpädagogik), auf das „Projekt“ Coaching einlässt und versucht, Coaching als innovatives Denk- und Handlungsfeld sowie als separate Dienstleistungsvariante auch für ihre Klientel zu diskutieren (Müller-Commichau

2002, Böhmer 2004). Die Annäherung seitens der Sozialen Arbeit an das Coaching geschieht bis dato jedoch äußerst vorsichtig und wird daher auch im sozialpädagogischen Diskurs und in der einschlägigen Fachliteratur für Soziale Arbeit nur rudimentär behandelt. Ein Grund für diese sozialpädagogische Zurückhaltung mag vor allem darin liegen, dass Coaching in seiner ursprünglichen und „klassischen“ Intention für spezifische Probleme einer vorwiegend „elitären Klientel“ (Rauen 2003, S.1) reserviert bleiben sollte oder als internes Vorgesetzten-Coaching von psychologisch geschulten und erfahrenen Wirtschaftsexperten praktiziert wird.

In Bezug auf eine solche klientenspezifische Exklusivität eines „klassischen“ Coachings mag eine unreflektierte Transformation bewährter ökonomisch und/oder psychologisch orientierter Coaching-Ansätze in den sozialpädagogischen (Dienstleistungs- und Beratungs-)Bereich (Otto; Olk 2003) zunächst verfehlt sein. Denn schon immer konzentriert sich die Soziale Arbeit auf eine spezifische Hilfe für Menschen, deren subjektiver, sozialer und gesellschaftlicher Status in der Regel fernab von jeglicher Elitarität und zentral *beruflichen* Rollenmissverhältnissen liegt. Problem- und Notsituationen, mit denen Adressaten und Adressatinnen der Sozialen Arbeit zu kämpfen haben, sind weitaus existenzieller – sie betreffen das (Über-)Leben an sich! Von der Zielgruppe des Coachings lässt sich die Klientel von Sozialer Arbeit demnach auf Grund von Schwierigkeiten und Problemen abgrenzen, die weit über das hinausgehen, was die meisten populären und auf Führungskräfte zugeschnittenen Coaching-Ansätze beschreiben: eine reine, professionell betriebene, personenzentrierte Einzelberatung von Menschen zu der Frage, wie diese in schwierigen Situationen ihre *berufliche* Rolle handhaben wollen (Müller-Commichau 2002, S. 28).

Wollte man aus diesem Hintergrund heraus eine einfache, vorläufige heuristische Formel für die historiographische Bestimmung beider Formen von Hilfe im zwischenmenschlichen Bereich (re)konstruieren, müsste diese dann etwa lauten: Coaching als Methode für die Reichen – Sozialpädagogik als Denk- und Handlungsfeld für die Armen? Keineswegs! Eine solche einfache, vornehmlich durch professionspolitische Reminiszenzen geprägte Verengung auf arm oder reich oder auf Berufliches oder Privates wird beiden Arbeitsfeldern nicht gerecht, denn sie haben sich im Laufe der Zeit auf dem Sektor beratender Dienstleistungen ungemein ausgeweitet (Galuske 2002). Obgleich das Thema „Führung“ im Blickpunkt jeglicher coachender Hilfe steht, so lässt

sich dieser „Gegenstand“ mit Blick auf die sozialpädagogische Hoffnung, Coaching auch für das eigene Handlungsfeld zu erschließen, um einen zentralen Faktor ergänzen, der die Klientel beider Professionen betrifft: Man hat erkannt, dass es hier wie da um Schwierigkeiten und Defizite mit der individuellen wie auch sozialen „Führung“ eigenen Lebens geht, gleichgültig, ob nun das berufliche oder das private Leben im Vordergrund des jeweiligen professionellen Handelns stehen soll.

Bezüge man sich auf diesen erweiterten Begriff der *Lebensführung*, der private wie auch berufliche Rollenanforderungen von Menschen umschließt, so lässt sich eine Fülle an Überschneidungen zwischen Sozialer Arbeit und Coaching erkennen. Zeitgemäße Coachingansätze haben dies bereits erkannt und beziehen das ganze Leben ihrer Klientel, konkreter: die ganze *Persönlichkeit* in ihrer kompletten Rollenvielfalt in ihre Überlegungen mit ein. Für ein allseitiges, also psychisches, physisches und soziales Wohlbefinden genügt es eben nicht, nur beruflich Profi zu sein und privat Amateur (Gross 1996); darüber hinaus genügt es auch nicht mehr, ein *nur* durch den Beruf erreichtes Wohlbefinden, Erfolge in der Karriere und Maßnahmen im Rahmen der „Personalentwicklung“ als Legitimationsgrundlage für ein Coaching in den Vordergrund zu rücken, ohne dabei die Entwicklung und Veränderung der Persönlichkeit als Ganzes auszublenden.

Zur Kompatibilität zwischen Coaching und Sozialer Arbeit

Besonders sozialwissenschaftlich gestützte Coaching-Konzepte und psychotherapeutisch geschulte Coaching-Experten und -Expertinnen haben diesen Wandel von der Berufswelt hin zur ganzen (auch privaten) Lebenswelt der Klienten und Klientinnen und demzufolge auch den von der *Personal-* hin zur *Persönlichkeitsentwicklung* erfolgreich umgesetzt und berufen sich auf ein ganzheitliches Menschenbild, das sämtliche „Grunddimensionen des Menschen“ (Schilling 2000, S. 249) berücksichtigt (Levold 2003, S. 67 f.). Damit bewegen sich diese Coaching-Ansätze – fast unbemerkt – immer näher in die Domänen Sozialer Arbeit, die sich seit jeher auf den ganzen Menschen als Ausgangspunkt ihres Wissens und Handelns bezieht und sich nicht zuletzt durch ihre Nähe zu supervisorischen und psychotherapeutischen Konzepten und Interventionsmethoden von einem breiten Fundus persönlichkeitsentwickelnder Maßnahmen nährt.

Die hohe Kompatibilität zwischen Coaching und Sozialer Arbeit (insbesondere der Sozialpädagogik)

wird besonders dann deutlich, wenn Coaching gefasst wird als eine „professionell betriebene, personen-zentrierte Einzelberatung“, bei der es darum geht, wie die jeweiligen *sozialen* Rollen gegenwärtig und in Zukunft (besser) ausgefüllt und bewältigt werden könnten (Müller-Commichau 2002, S. 28). Mit der Forderung, Coaching über das rein berufliche Feld hinaus zu öffnen, weist es nicht nur „für das soziale Feld Wege auf, adäquat mit den besonderen beruflichen Herausforderungen unserer Zeit umzugehen“, sondern es fokussiert die für die Klientel der Sozialen Arbeit relevante Notwendigkeit zur Entwicklung eines verbesserten Selbstkonzepts (Böhmer 2004, S. 49) und die „Befähigung zu Selbstorganisation, zum ‚Selfmanagement‘ – und zwar unabhängig von dessen beruflicher Operationalisierbarkeit“ (Müller-Commichau 2002, S. 31 f.). Die jedem Coaching zu Grunde liegende Idee der Förderung des Selbstmanagements entspricht ebenso einem sozialpädagogischen Leitinteresse wie die Hauptfunktion der „Hilfe zur Selbsthilfe“ und die spezielle Haltung der Ressourcenorientierung, denn zur Basishaltung jedes Coachs (und jeder Sozialpädagogin) gehört entscheidend eine „bewusste Orientierung an den Kompetenzen und eine Vernachlässigung erkennbarer Defizite bei den Gecoachten“ (Müller-Commichau 2002, S. 29) sowie die gezielte Suche nach Ressourcen, um „zusätzliche und weitergehende Entwicklungsaufgaben anzugehen“ (Böhmer 2004, S. 49 f.).

Themen von Coaching – klassische Themen von Sozialer Arbeit?

Um die Nähe von Coaching zur Sozialen Arbeit (besonders zur Sozialpädagogik) noch deutlicher herauszustellen, sind die Grundbegriffe, Themenbereiche, Funktionen und Inhalte beider Handlungsfelder miteinander zu vergleichen. Eine Analyse aktueller Coaching-Definitionen macht schnell deutlich, dass sich eine Vielzahl von Coaching-Experten und -Expertinnen aus dem Pool zentraler sozialpädagogischer Begriffe wie beispielsweise dem der Krise, des Leids und dem der Handlungsunfähigkeit bedienen. Spätestens seit *Mennemann* (2000) dürfte „Krise“ als einer der Zentralbegriffe für die Sozialpädagogik schlechthin gelten. So sprechen beispielsweise *Wahren* (2000), *Rauen* (2000), *Vogelauer* (2000), *Sassen* (2000) sowie *Schreyögg* (1999) auch beim Coaching explizit von „Problemen und Krisen“ auf intra- und interpersonaler Ebene beziehungsweise von „individuellen Krisen“, die nicht nur psychische und/oder somatische Beschwerden hervorrufen können, sondern auch den häufigsten Anlass für ein Coaching bieten (*Schreyögg* 1999, S. 72). Ebenso explizit von einer „Sinnkrise“ als Thema des Coachings gehen *Huck* (1989) und *Meier* (1998) aus, für

die durch Krisen in ihrer Handlungsfähigkeit gestörte Menschen mit Führungsverantwortung *die* Zielgruppe für das Coaching überhaupt darstellen. Coaching kann aber auch oder gerade dann in Anspruch genommen werden, wenn nicht unmittelbar ein Problem oder eine akute Not- beziehungsweise Krisensituation besteht. Besonders bei Personen, die sich entschließen, ihre ohnehin schon gute Berufs- und Lebenssituation verbessern zu wollen, kann Coaching hohe Erfolge ausweisen. Durch Coaching werden nicht nur – metaphylaktisch – Schwächen oder Probleme in den Blick genommen, sondern es wird auch – prophylaktisch – als individuelle, auf die Person zugeschnittene Möglichkeit genutzt, um vorhandene Stärken, Kompetenzen, Fähigkeiten und Ressourcen weiter auszubauen und zu entwickeln.

Neben diesen für das Coaching wie auch für die Sozialpädagogik gleichermaßen wichtigen Grundbegriffen, die einen ganzheitlichen Blick auf die Person und deren Lebenswelt erzwingen, erlaubt es die Analyse der Coaching-Ansätze darüber hinaus, eine ganze Reihe weiterer Begriffe und Sachverhalte herauszuheben, die gewissermaßen auch den Horizont für eine schulenübergreifende Perspektive zwischen beiden professionellen Handlungsfeldern eröffnen. In der Sozialpädagogik *und* im Coaching geht es somit gleichermaßen um:

- ▲ den Einzelnen und dessen Umgang mit sich selbst und anderen (Geissler 2004, S. 19 f.),
- ▲ eine Unterstützung, um „persönliche/psychische Hürden zu nehmen“ (Dehner 1999, S. 43),
- ▲ die Befähigung zu „selbstständigem Handeln“ (Dehner; Dehner 2004, S. 19),
- ▲ ein „Handlungskonzept“ in den helfenden Berufen (Fallner; Pohl 2001, S. 14),
- ▲ „soziale Rollen“ (Vogelauer 2004, S. 121),
- ▲ „sinnorientierte“ Kommunikationsformen (Hipp; Schmid 2004, S. 7),
- ▲ die Verbesserung des Selbstmanagements und der Selbstregulation (Rauen 2000, S. 43),
- ▲ die Bewältigung von „Problemen und/oder Defiziten“ (Bose u.a. 2003, S. 6),
- ▲ eine „Beratung, Begleitung und Betreuung“ (ebd.),
- ▲ eine „Selbstreflexion und Selbstveränderung“ (Martens-Schmid 2003, S. 178),
- ▲ eine „Optimierung der Selbsterkenntnis ... des Klienten“ (Kaesler 2003, S. 203),
- ▲ die Sichtbarmachung von Stärken, Fähigkeiten, Einstellungen und Motiven (ebd.),
- ▲ die „Unterstützung von Weiterentwicklung“ (Vogelauer 2002, S. 11),
- ▲ „soziale Kompetenz“ (ebd.),
- ▲ das Bestreben, die „Selbstständigkeit“ zu erhöhen (Sassen; Vogelauer 2000, S. 33),

- ▲ die Ingangsetzung von „Selbstorganisationsprozessen“ (Kostka 2002, S. 10),
- ▲ eine „dauerhafte Verbesserung der persönlichen Lebenszufriedenheit“ (Kaminski 2001, S. 18),
- ▲ eine „Veränderung“ und das Erkennen von „Stärken und Schwächen“ (ebd. 2001, S. 27),
- ▲ eine Potenzialentfaltung, Ermutigung, Findung neuer Lösungen (Bayer 2000, S. 206),
- ▲ soziale Prozesse (ebd., S. 208),
- ▲ die Optimierung vorhandener Kräfte und Potenziale (Schmidt 1995, S. 19),
- ▲ eine Beratung auf Beziehungs- und Verhaltensebene (Weiß 1993, S. 13),
- ▲ eine Anleitung zum Erlernen neuer Denk-/Verhaltensmuster (Angermeyer 1997, S. 105),
- ▲ „personenspezifische Schlüsselsituationen“ (ebd.),
- ▲ die Befähigung zu eigener Problemlösung (Pietschmann; Leufen 2003, S. 38),
- ▲ ein „pädagogisches Vorgehen“, das „durch psychologische und sozialwissenschaftliche Methoden getragen werden soll“ (Brinkmann 1994, S. 100).

Selbst wenn es auf den ersten Blick so scheint, als würde hier ein Katalog an Grundbegriffen und Bestimmungsmerkmalen der Sozialen Arbeit aufgezählt, sind sämtliche dieser eben genannten Aspekte ausnahmslos einer Vielzahl von Publikationen zum Coaching entnommen. Die begrifflichen Überschneidungen erzwingen demnach auch die Frage, inwieweit wir es im Coaching tatsächlich mit einem neuen Professionalisierungsmodell zu tun haben, oder ob es sich dabei nicht mehr oder weniger um einen auf den Böden der Sozialpädagogik gereiften „alten Wein in neuen Schläuchen“ handelt.

Sozialpädagogische Supervision = Coaching?

Coaching hat sich dem Vorwurf zu erwehren, dass der „alte Wein“ in diesem „neuen Schlauch“ allzu sehr nach Psychotherapie, vor allem aber nach Supervision riechen würde. Der Blick auf die häufige Anwendung therapeutischer Methoden in der Coaching-Praxis leistet der Annahme Vorschub, Coaching als eine „verdeckte Psychotherapie für Manager“ (Rauen 2003, S. 5) zu enttarnen. Andererseits bestehen jedoch auch zwischen Supervision und Coaching derartig viele Gemeinsamkeiten, die eine klare Differenzierung erschweren. Sind Coaching und die seit jeher in der Sozialpädagogik beheimatete Supervision dementsprechend nur unterschiedlich verpackte, aber inhaltlich gleiche, ineinander greifende „berufsbezogene Beratungsformen“ (Schreyögg 2003, S. 217), die sich höchstens durch sprachkulturelle Grenzen voneinander trennen lassen, weil der Begriff der Supervision im Management einfach (noch!) nicht anschlussfähig ist?

Besonders in Bezug auf die exklusive Klientel, der sich Coaching zuwendet, sehen manche einer „feindlichen Übernahme“ bewährter sozialpädagogischer Methoden wie die der Supervision durch die neu aufstrebende Omnipotenz im beratenden Wirtschaftssektor eher skeptisch entgegen. Die teilweise barsche Kritik aus den Reihen der Supervision richtet sich vor allem auf finanzielle Verlockungen, die aus den üblichen Gangarten klassischer New-Economy-Tradition entstammen und mit denen die Gefahr wächst, dass Supervision als Coaching „mehr durch ihre sekundäre materielle Verstärkung als durch fachlich ausgewiesene Effekte bestimmt wird“ (Schmelzer 1997, S. 2). Zyniker vermuten sogar eine „Yuppifizierung“ von Supervision dort, wo „geschniegelte Lackaffen“ im Anzug versuchen, z.B. mit ‚Coaching‘ im Profit-Bereich der Wirtschaft die ‚schnelle Mark‘ zu machen“ (Gröning 1993, S. 60).

Solche professionspolitisch geladenen Konkurrenz- und Okkupationsunterstellungen einmal ausgeblendet, ist es für einen fruchtbaren Diskurs notwendig, weniger das Prestige und den Status von Coaching einerseits und von Supervision andererseits zu fokussieren, sondern aus inhaltlicher Perspektive nach den Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten zwischen beiden zu suchen. Eine gemeinsame Schnittmenge zwischen Coaching und Supervision ist schnell ausgemacht, wenn Coaching als ein supervisionsähnliches Reflektieren von Arbeitsaktivitäten gefasst werden kann (Böning 2000, S.10) oder beide als „zwei Variationen eines Meta-Konzepts“ zu sehen sind, deren unterschiedliche Ausprägungen sich zwar charakterisieren lassen, faktisch jedoch zusammengehören (Fallner; Pohl 2001, S. 38): Während mit der Supervision ein komplexer Überblick verschafft wird, übernimmt Coaching die konsequente Arbeit an den so gefundenen Zielen! Idealerweise setzt demzufolge Coaching sogar eine supervisorisch gewonnene Erkenntnis voraus beziehungsweise baut auf ihr auf; umgekehrt kann sich aber auch in Coaching-Prozessen herausstellen, dass eine tiefer gehende Reflexion erforderlich ist (ebd., S. 39). Wenn daneben auch Rauhen (2003, S.7) eingesteht, dass sich relativ wenige Differenzierungsmerkmale zwischen Coaching und Supervision erkennen lassen, Coaching oftmals auch als eine Art „Management-Supervision“ gesehen werden kann, ist Reichel; Rabenstein (2001) wohl Recht zu geben, dass sich in den letzten Jahren Supervision unter dem Begriff Coaching spezifiziert und ausdifferenziert hat (ebd., S.9).

Da die Grenzlinien zwischen Coaching und Supervision sehr unklar sind, liegt die Vermutung nahe, dass bei der von einigen Coaching-Experten und

-Expertinnen beabsichtigten Trennung zwischen Coaching und Supervision hauptsächlich „auch Marketinggesichtspunkte ... eine Rolle bei der Einführung der unterschiedlichen Begriffe gespielt (haben). Belardi verweist auf die Entwicklungsgeschichte von Supervision und die oft stark psychotherapeutisch orientierten Arbeitsformen. Dadurch sei der Begriff ‚Supervision‘ bei Managern auf eine Abwehrhaltung gestoßen, während der Begriff des Coaching einen gewissen Bekanntheitsgrad und Akzeptanz erlangte. Inzwischen scheint ein Umdenken begonnen zu haben: ... Supervision heißt die Methode, die sich die Wirtschaftswelt langsam aber sicher vom Non-Profit-Bereich abguckt“ (Hermann-Stietz 2002, S. 39 f.).

Selbst wenn mit Hermann-Stietz die Hypothese verifiziert werden könnte, dass es sich bei Coaching in den meisten Fällen um nichts anderes als eine besondere, spezifische Art einer (irgendwie) „umformatierten“ Supervision handelt, lässt dies jedoch nicht den Schluss zu, einfach zu behaupten: Coaching ist Supervision oder Coaching ist nicht Supervision. Beide Annahmen sind in gewisser Weise nicht falsch, denn so wie es weder *das* Coaching gibt, so gibt es auch nicht *die* Supervision, sondern höchstens eine Palette unterschiedlichster individueller Ansätze und Vorstellungen in den jeweiligen Arbeits- und Handlungsfeldern. Entscheidend für eine Zuordnung zu oder Abgrenzung zwischen Coaching und Supervision ist es aus konzeptueller Perspektive vielmehr, aus welcher spezifischen Form beziehungsweise aus welchem der unterschiedlichen Konzepte sich ein (modernes?) Coaching aus einem (bewährten!) Supervisionsmodell ableitet. Aus diesem Grunde sind im Coaching aktuell ebenso viele Konzepte entstanden, wie sie bereits seit langem in der Supervision bestehen (Schmelzer 1997).

Das Profil einer Sozialpädagogin oder eines Sozialpädagogen als Coach

Welches Know-how müssen seriöse Coaches – auch Sozialpädagoginnen und -pädagogen – vorweisen, um tatsächlich eine für die Klientel wirksame „Hilfe zur Selbsthilfe“ leisten zu können? Besonders im Blick auf das Anforderungsprofil für Coaches ist eine bunte Vielfalt an Kriterien vorzufinden. Unstrittig dabei ist, dass von einem fundiert arbeitenden und persönlich sattelfesten wie auch wirksamen und erfolgreichen Coach mehrere Kompetenzfelder abgesteckt werden müssen, um seinen Klienten und Klientinnen die Hilfe zukommen zu lassen, die diese erwarten und die diese auch tatsächlich persönlich wie beruflich vorwärtsbringen (Vogelauer 2000, S. 23). Auch wenn der Coach selbst keine Führungs-

kraft ist, sollten neben fundierten Fach- und Rollenkompetenzen auch Management-, Ethik-, Selbstreflexions-, Ablauforganisations-, Vernetzungs- und Interaktionskompetenzen vorhanden sein (*ebd.*).

Schreyögg nimmt in Bezug auf die Anforderungen an den Coach eine Differenzierung zwischen personenspezifischen und fachlichen Qualifikationen vor. So sollte ein Coach grundsätzlich über eine breite Lebens- und Berufserfahrung, einen angemessenen Interaktionsstil und eine gute persönliche Ausstrahlung verfügen. Fachlich qualifiziert ist ein Coach dann, wenn er über intellektuelle Flexibilität und ein „breites sozialwissenschaftliches Wissen“ verfügt (*Schreyögg* 1999, S. 318). Beide Kriterien sind deshalb so wichtig zu erfüllen, weil die Fragestellungen von Führungskräften sehr häufig eine hohe Komplexität aufweisen. Darüber hinaus braucht ein Coach auch eine „ideologische Offenheit“ und eine „zum Klienten passende Feldkompetenz“ sowie ein Coaching-Konzept, auf dem die Arbeit der fachlich kompetent Beratenden basiert (*ebd.*).

Darüber hinaus muss ein Coach sozial kompetent sein, Generalist sein, strukturell denken und große, sinnvolle Muster erkennen können (*Bayer*; zitiert nach *Rauen* 2001, S. 144). *Brinkmann* plädiert dafür, dass der Coach empathisch und kongruent sein sollte und versierte kommunikative Fähigkeiten mitzubringen habe, was vielfältige Qualifizierungsmaßnahmen unumgänglich macht. Ähnlich wie *Rauen* geht auch *Huck* davon aus, dass der Coach eine psychologische Ausbildung absolviert haben muss und weit reichende Kenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge ausweisen sollte. Für *Looss* (1997) ist die Kenntnis der Human-, Geistes- und Wirtschaftswissenschaften durch Studium oder Lebensstudium, beraterische Kompetenz und Lebenserfahrung wichtig. *Schmidt* favorisiert die gereifte Persönlichkeit, eine wissenschaftliche Ausbildung, praktische Führungserfahrung und die Kenntnis diverser psychologischer und psychotherapeutischer Verfahren. Im Gegensatz dazu ist *Whitmore* (1994) der Überzeugung, dass der Coach kein Expertenwissen benötigt, sondern lediglich die Rolle als Prozessbegleiter professionell zu erfüllen habe (*Rauen* 2001, S. 145).

Als Fazit im Hinblick auf die Aufzählung der unterschiedlichen Vorstellungen zum Anforderungs- und Qualifikationsprofil eines Coaches kann mit *Anders* gezogen werden, „dass Qualifikationsprofile für Coaches als Ansichtssache gelten und man eine beliebig lange Liste von wünschenswerten Eigenschaften erstellen kann“ (2002, S. 109). Jedoch führen „solche Listen ... letztlich ... zu keinem Ergebnis, da

ein Mensch, der alle diese Eigenschaften aufweist, auf dieser Welt wohl kaum zu finden sein dürfte“ (*ebd.*, S. 110). Wenn jedoch Coaching ohnehin (nur) eine Spezialvariante von Supervision sein soll, dann wäre die Sozialpädagogin oder der Sozialpädagoge als Coach in erster Linie wohl eine psychologisch ausgebildete Supervisorin, ein psychologisch ausgebildeter Supervisor mit zusätzlichen, spezifischen Kenntnissen und Erfahrungen aus dem Unternehmens- und Wirtschaftsbereich!

Ausblick

Aktuell sind zwei, für die Sozialpädagogik als Disziplin und Profession nicht unwesentliche Tendenzen im Hinblick auf den weiteren Entwicklungsprozess des Coaching zu beobachten. Einmal die Sorge etablierter Coaches, ihre Tätigkeit könnte in naher Zukunft auch im Non-Profit-Bereich deutlich expandieren und damit das (lukrative!) Gesicht als ureigene Form spezifischer Beratung von Managern und Führungskräften in Wirtschaftsunternehmen mehr und mehr an sozialpädagogisch ausgebildete (Organisations-) Berater und Beraterinnen sowie an Supervisorinnen und Supervisoren verlieren. Zum anderen werden – analog dazu – nun vermehrt auch einzelne Stimmen aus den Reihen der Wissenschaft (*Kühl* 2005, *Birgmeier* 2006) laut, die zu einer Sortierung und Auslese gängiger Coaching-Ansätze in Bezug auf deren professionelle Qualitäten aufrufen und Coaching zu einer klaren Abgrenzung zur Supervision (und damit auch zur Sozialen Arbeit) zwingen.

Da sich Coaching offensichtlich noch immer wahllos der eigentlich dezidiert supervisorischen Formel prozessorientierter, personenbezogener und organisationsentwickelnder Beratung bedient, hat unlängst der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Supervision eine wissenschaftliche Studie in Auftrag gegeben mit dem Ziel, eine Klärung möglicher Unterschiede zwischen den Beratungsformen Supervision und Coaching zu erreichen. Die Ergebnisse dieser Studie zum „Scharlatanerieproblem“ im Coaching, die unter der Regie des Soziologie-Professors *Dr. Stefan Kühl* an der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg durchgeführt wurde, liegen nun in Form von 90 kommentierten Thesen zur Entwicklung des Coachings vor und bestätigen die Vermutung, dass Coaching mit seinen Alleinstellungsabsichten als neue (?) Profession vor allem dann zum Scheitern verurteilt ist, wenn es seinen sozialpädagogischen Hintergrund weiterhin leugnet und sich *nicht* als eine spezifische Form von Supervision verstehen lernt (*coaching-newsletter* 1/2006). So ernüchternd die Analyse von *Kühl* hinsichtlich vieler unseriöser, aber doch erfolgreicher Coaching-Praktiker und -Praktikerinnen auch

sein mag, so richtungsweisend sind diese Ergebnisse in Hinblick auf die professionelle Supervision – und damit auf deren Ursprungsdisziplin, die Soziale Arbeit. Die Studie zeigt deutlich den Trend, dass es auch zukünftig unmöglich sein wird, Coaching *ohne* den engen Bezug zur Supervision zu verstehen, geschweige denn als neuen Anwendungsbereich *neben* oder *in* der Supervision hinreichend zu konturieren, wenn das „sozialpädagogische“ im Coaching nach wie vor schlicht übersehen wird. Solange Coaching noch kein autonomes, von der Supervision und disziplinären Sozialen Arbeit unabhängiges Handlungsfeld darstellt, empfiehlt es sich anhand der Befunde oben genannter Studie für, an Coaching interessierten Sozialpädagoginnen und -pädagogen, sich vorerst weiterhin an der Profession Supervision zu orientieren, um – so paradox es auch klingen mag – auch als Coach tätig werden zu können!

Literatur

Anders, Stefan: Qualitätsmanagement und Qualitätssicherung im Coaching. In: Organisationsberatung, Supervision, Coaching 9/2002, S. 101-118

Angermeyer, Hans Chr.: Coaching – eine spezielle Form der Beratung. In: Führung + Organisation 2/1997, S. 105-109

Bayer, Hermann: Coaching-Kompetenz. München 2000

Birgmeier, Bernd: Coaching und Soziale Arbeit. Weinheim 2006

Böhmer, Anselm: Coaching – ein neuer Ansatz für die Soziale Arbeit? In: Soziale Arbeit 2/2004, S. 49-55

Böning, Uwe.: Coaching: Der Siegeszug eines Personalentwicklungs-Instruments. In: Rauen, Christopher (Hrsg.): a.a.O. 2000, S. 17-39

Böning, Uwe; Fritschle, Brigitte: Coaching fürs Business. Bonn 2005

Bose, Dorothe von u.a.: Führungskräfte im Gespräch über Coaching. In: Martens-Schmid, Karin (Hrsg.): a.a.O. 2003, S. 1-54

Brinkmann, Ralf D.: Mitarbeiter-Coaching. Heidelberg 1994

coaching-newsletter 01/2006. In: www.coaching-report.de

Dehner, Ulrich: Vom Spielführer zum Coach. In: manager-Seminare 1/1999, S. 42-53

Dehner, Ulrich; Dehner, Renate: Coaching als Führungsinstrument. Frankfurt am Main 2004

Fallner, Heinrich; Pohl, Michael: Coaching mit System. Opladen 2001

Galuske, Michael: Dienstleistungsorientierung – ein neues Leitkonzept Sozialer Arbeit? In: Neue Praxis 3/2002, S. 241-256

Geissler, Harald: Coaching-Konzepte verstehen. In: Personalführung 1/2004, S. 18-24

Gröning, Katharina: Marketing in der Supervision: Nein danke? – Ja bitte? In: Forum Supervision 1/1993, S. 59-71

Gross, Günther F.: Beruflich Profi, privat Amateur? Landsberg am Lech 1996

Herrmann-Stietz, Ina: Supervision, was ist das genau? In: Sozialmagazin 4/2002, S. 33-44

Hipp, Joachim; Schmid, Bernd: Varianten des Coachingbegriffs. In: www.coaching-magazin.de (vom 19.12.2004)

Huck, Heide H.: Coaching. In: Strutz, Hans (Hrsg.): Handbuch Personalmarketing. Wiesbaden 1989, S. 413-420

Kaesler, Corinna: Die Arbeit mit dem Persönlichkeitsprofil im individuellen Coaching. In: Martens-Schmid, Karin (Hrsg.): a.a.O. 2003, S. 201-225

Kaminski, Eva: 30 Minuten für mehr Erfolg durch Coaching. Offenbach 2001

Kostka, Claudia: Coachingtechniken. München 2002

Kühl, Stefan: 90 kommentierte Thesen zur Entwicklung des Coachings. In: DGSv (Hrsg.): Das Scharlatanerieproblem. Köln 2005

Levoid, Tom: Die Professionalisierung der Persönlichkeit. In: Martens-Schmid, Karin (Hrsg.): a.a.O., 2003, S. 55-88

Loos, Wolfgang: Unter vier Augen. Landsberg am Lech 1997

Mahlmann, Regina: Einzel-Coaching. Weinheim 2001

Martens-Schmid, Karin: Coaching als Beratungssystem. Grundlagen, Konzepte, Methoden. Heidelberg 2003

Meier, Rolf: Coaching. Regensburg 1998

Mennemann, Hugo: Krise als Zentralbegriff der (Sozial-)Pädagogik – eine ungenutzte Möglichkeit? In: Neue Praxis 3/2000, S. 207-226

Müller-Commichau, Wolfgang: Coaching im sozialen Feld. In: Sozialmagazin 4/2002, S. 28-32

Otto, Hans-Uwe; Olk, Thomas (Hrsg.): Soziale Arbeit als Dienstleistung. Neuwied 2003

Pietschmann, Bernd P.; Leufen, Daniel: Coaching in deutschen Unternehmen. In: Personal 10/2003, S. 38-41

Rauen, Christopher (Hrsg.): Handbuch Coaching. Göttingen 2000

Rauen, Christopher: Coaching. Göttingen 2001

Rauen, Christopher: Coaching. Göttingen 2003

Reichel, Rene; Rabenstein, Reinhold: Kreativ beraten. Münster 2001

Rückle, Horst: Der Coach. Mitwisser geheimer Wünsche. In: managerSeminare 3/2001, S. 86-94

Sassen, Hans von: Coaching als Problemlösungs- und Entscheidungshilfe. In: Vogelaar, Werner (Hrsg.): a.a.O. 2000, S. 75-102

Sassen, Hans von; Vogelaar, Werner: Coaching – ganzheitlich gesehen. In: Vogelaar, Werner (Hrsg.): a.a.O. 2000, S. 9-40

Schilling, Johannes: Anthropologie. Neuwied 2000

Schmelzer, Dieter: Verhaltenstherapeutische Supervision. Göttingen 1997

Schmidt, Günther: Business Coaching. Wiesbaden 1995

Schreyögg, Astrid: Coaching. Eine Einführung für Praxis und Ausbildung. Frankfurt am Main 1999

Schreyögg, Astrid: Die Differenzen zwischen Supervision und Coaching. In: Organisationsberatung, Supervision, Coaching 10/2003, S. 217-226

Vogelaar, Werner (Hrsg.): Coaching-Praxis. Neuwied 2000

Vogelaar, Werner: Was Führungskräfte von Coaching erwarten. In: management & training 6/2002, S. 10-13

Vogelaar, Werner: Ganzheitliches Coaching. In: Hauke, Gernot; Sulz, Serge K.D. (Hrsg.): Management vor der Zerreißprobe. München 2004, S. 121-134

Wahren, Heinz-Kurt E.: Präventive Interventionen vor einem Coaching. In: Rauen, Christopher (Hrsg.): a.a.O. 2000, S. 69-85

Weiß, Josef: Selbst-Coaching. Persönliche Power und Kompetenz gewinnen. Paderborn 1993

Whitmore, John: Coaching für die Praxis. Frankfurt am Main 1994

Evaluation of Student Performance in Field Practice

Theory and Assessment Tools

Istifan Maroon

Abstract

Throughout the evolution of social work, continuous effort has been made to develop methods of evaluating professional performance. Evaluation of student performance in field practice is the primary means of assessing their competence in their assigned roles. In this connection, two central issues arise: how can reliable information about the student's performance be gathered in real time, and what output, what qualities and what abilities are expected of her or him. This study presents the content, processes and criteria of a model for student evaluation developed at the University of Haifa.

Zusammenfassung

In der ganzen Entwicklung der Sozialen Arbeit hat man sich stetig darum bemüht, Methoden für die Bewertung beruflicher Leistung zu entwickeln. Die Leistungsbewertung von Studenten und Studentinnen in der Praxis ist das Hauptinstrument zur Beurteilung, inwieweit sie fähig sind, die ihnen übertragenen Aufgaben zu erfüllen. In diesem Zusammenhang treten zwei Hauptthemen in den Vordergrund: Wie können verlässliche Informationen über die Leistung von Studierenden in Echtzeit gesammelt werden und welche Ergebnisse, Eigenschaften und Fähigkeiten werden von ihnen erwartet? Diese Studie stellt den Inhalt, Prozess sowie die Kriterien eines Modells für die Bewertung von Studierenden dar, welches an der Universität von Haifa entwickelt wurde.

Schlüsselwörter

Studium - Praktikum - Praxis - Evaluation - Bewertung - Methode - Israel

1. Literature review

Social work education has become a sophisticated undertaking in which empirical and theoretical learning accompany, and are expected to be integrated with, learning in the field (*Bogo; Vayda 1999, Boisen; Syers 2004, Buchan et al. 2004, Giddings; Vode 2003*). Within that process fieldwork serves as the central component of socialization to the profession (*Goldstein 2000, Kadushin 1992*). Hence supervision that includes ongoing evaluation of the student has a central role in the educational process (*Birkenmaier et al. 2003, Bogo; Vayda 1999, Cournoyer, 2001, Karni 2003, Maroon 1997, Schneck et al. 1991*). What is supervision and what are we trying to achieve through

it? According to *Kadushin (1992)*, it is an objective examination of the supervisee's work performance in a fixed period, and a systematic process that focuses on observable and measurable behaviors (*Baretta 2004, Reid et al. 1996*). Evaluation is a formative process that provides tools for continued work, and, axiomatically, presents and interprets students' potential as well as their learning difficulties, as well as being closely linked to work performance and achievement in keeping with assigned objectives (*Dore et al. 1992, Furman et al. 2004*).

In general there are two principal approaches to supervision. One relates to evaluation as a systematic process of data gathering (*Guba; Lincoln 1981*), focuses on its judgmental aspects and sees its main function as deciding to what extent the student meets previously determined standards. The other approach opposes judgmental evaluation, seeing it rather as „a systematic examination of events taking place within an existing content framework and as a result of it“ (*Cronbach et al. 1980*). This approach is in essence relative, focuses on the extent to which previously established goals were attained, and avoids evaluating them.

Evaluation is valuable to the student in creating motivation, direction and integration of material studied. It also helps clarify where faulty performance lies and where future attention should be directed, thus making it possible to direct learning towards its goal (*Maroon 1997*). Continuity is a basic premise of supervision. Every time the supervisor nods in agreement or says: „Yes, you're right,“ or shakes his head impatiently, or says, „I'm not sure about what you said“, an element of evaluation is present, and each adds onto regular periodic and cumulative evaluations (*Carr 1991*).

Fieldwork evaluation relates simultaneously to quality of performance and learning achievement, the formative process and summative achievement elements tightly intertwined within evaluation. The formative element evaluates the professional qualities and skills and obtains feedback on the student's development and growth. The summative element involves objective evaluation of achievements vis-à-vis the goals set when evaluation commenced (*Bogo; Vayda 1999, Karni 2003, Wilson 1981*). Studies in the field are a traditional means of imparting skills and practical experience, and makes of the work place a learning environment. Hence evaluating student performance in the place where they obtain practical experience also involves evaluation of scholastic achievement as expressed in the areas

of skills and practice (*Bogo; Vayda 1999, Maroon; Matousek 2004*).

The supervisor-student relationship is another central and significant component (*Gelman 2004, Lager; Robbins 2004*). This requires of supervisors ability to teach curriculum requirements and, additionally, to serve as role models in the profession. One of the best predictors for effective supervision and for a high level of satisfaction is a good supervision relationship of respect, honesty, empathy and acceptance (*Anderson et al. 2000, Power; Bogo 2002*), Supervision must reflect student competence vis-à-vis the learning content encountered in practical experience (*Biggerstaff 2000, Buchan et al. 2004, Cournoyer 2001, Gelman 2004, Hackett 2001, O'Hare et al. 1998, Wilson 1981*). *Wilson (1981)* maintains that the evaluation instrument should translate learning goals into a computable operative mode based on clear and detailed criteria. The absence of clear qualitative and quantitative standards makes the evaluator more subjective and creates uncertainty as to whether goals have been reached (*Shulman 1994, Stake 2004*).

Today, instruments for evaluating social workers and students are generally based on main content areas, with emphases differing from stages to stage of the supervision. The areas are:

- ▲ the supervisee's ability to create and maintain meaningful professional contact with the client,
- ▲ professional knowledge and skill,
- ▲ functioning as an employee in an agency, understanding its administrative structure,
- ▲ harmonious relations with the staff,
- ▲ reciprocal relations with the community, using its resources for the clients' benefit,
- ▲ the supervisee in supervision and
- ▲ professional attitudes and behavior, work ethic.

According to *Kadushin (1992)*, theoretical evaluation is not enough: a graded scale of supervision components is needed as well. Such a graded evaluation form is presented here as a model developed in Haifa, complementing the theoretical dimension of evaluation models. There are several sources for essential evaluation data. Students' recording are most important, and should include documentation of the social service file and intervention, follow clear processes of data gathering, diagnosis, setting goals and carrying out the plan in regard to the client, the questionnaires students used, their verbal reports, observations of student work with the client at staff meetings and in daily routines, using recordings of conversations with clients (*Huffman 1990*).

2. A model for evaluating student performance

2.1 Introduction

The three years of social work education and training proceed in parallel tracks – classroom learning and field study. The evaluation framework is an integral part of the supervision plan with its different emphases at each stage. In the first, two-year stage, supervisory stress is on examining professional competence in applying social work methods, developing a systemic perception and a professional identity. The second stage focuses on whether students can function as independent professionals, applying intervention strategies and skills differentially and integratively in filling their various roles. Evaluation content is based on the theoretical literature (*Ben-Oz 1990, Gitterman; Gitterman 1979, Kadushin 1992, Shulman 1982, Wilson 1981*). The model is based on behavioral observation scales (*Latham; Wexley 1981*). Here the supervisor is asked to note the frequency of particular behaviors in the student. The behavior continuum for each item runs from 'outstanding' to 'failing level'. The scale directs observation to those qualities that determine performance quality. The great advantage of the model lies in that evaluation relates to qualities anticipated in and emerging from the role of the student, so there is no need for inferences or predictions. The model offers comprehensive evaluation information because it does not make do with just one behavior 'anchor' but requires specific evaluation of each behavior separately.

2.2 Types of evaluation in the plan: interim and final

▲ *Feedback* is an integral and permanent part of any fieldwork instruction and continues throughout the year. It is a formative type of evaluation and an essential element in the dialogue between supervisor and supervisee, serving to keep open their main channel of communication.

▲ *Educational assessment* describes the individual starting point and the learning characteristics of each student. A month after the start of fieldwork an assessment is made. It relates to the student's knowledge and learning abilities, notes his or her learning patterns and makes it possible to prepare a supervision plan.

▲ The purpose of *formative evaluation* is to provide periodic feedback and to evaluate learning progress, to reinforce it and to improve what requires improvement. Formative evaluation proceeds concurrently with the learning process.

▲ *Summative evaluation* takes place at the end of the first & second semester. Its purpose is to report how well the student meets the standards required for the successful completion of a specific learning

process. Ultimately the learning process is summed up by formative evaluation.

2.3 Evaluation rating

The evaluation form is made up of sections, each representing an area of student function. Each is rated at levels from 5 to 1, in descending order. The first four represent passing grades, while the last indicates failure in practical work. To pass the course the student must obtain „needs improvement“ or a higher grade in more than half the statements in each section. Failure in one section means failure in field work. In the final section on work ethic and professional identity students must get a passing grade in all sections.

Definition of ratings:

▲ Outstanding = 5: The student's work performance far exceeds that usually expected of a student in this setting. This is the rating given to a student whose work effectiveness is considered superior by the supervisor.

▲ Very good = 4: The student's work performance consistently and fully meets all requirements of the work assigned. This rating is given to a student whose work effectiveness exceeds what the supervisor considers adequate and acceptable.

▲ Good = 3: The student's work performance meets and may occasionally exceed the requirements of the work assigned. The supervisor judges the student's work to be adequate and acceptable.

▲ Needs improvement = 2: The student's performance occasionally meets, but usually falls below, acceptable performance. The rating is intended as a notice to the student that the need for improvement in work performance is definitely indicated.

▲ Failing level = 1: The student's performance rarely if ever meets accepted levels.

Finally there is a formative evaluation designed to focus on and highlight the student's capacities and weaknesses, and to make recommendations.

2.4 Supervisor's evaluation of student function in the first stage of field practice

Evaluation is presented at the end of the first semester and of the academic year: Outstanding = 5; Very Good = 4; Good = 3; Needs Improvement = 2; Failing level = 1.

Working processes with individual and family

▲ Sensitivity to clients.

▲ Gathering and rearranging data regarding clients.

▲ Creating empathy- and acceptance-based ties with clients.

▲ Ability to map out clients' problem(s) and make a firmly based, integrative psychosocial evaluation.

▲ Drawing up a structured contract, based on the data, with clients.

▲ Using techniques and skills according to treatment needs.

▲ Intervention with community systems connected with the client, developing systemic thinking.

▲ Separation from the client, summing up, working through the separation.

Integration in the field work framework

▲ Getting to know the structure and function of the service.

▲ Understanding how the agency integrates with other community services.

▲ Contacts with other workers in the service.

▲ Participating in meetings and seminars of the service.

The student as supervisee

▲ Openness in the supervision process.

▲ Initiative in the supervision process.

▲ Using and applying recommendations for therapeutic needs.

▲ Applying what is learned.

▲ Prepared for meetings with supervisor and submits reports on time.

Work ethic and professional identity – the student as a professional

▲ Awareness of professional ethics and values.

▲ Success in bridging gaps, if any, between personal and professional values.

▲ Decision making and taking responsibility in work with clients.

▲ Readiness to give service in a crisis after work hours.

▲ Integrity and faithful reporting, transmits reliable information.

▲ Commitment to profession and to continued professional development.

Formative evaluation

▲ Performance in the various stages of therapy: data gathering, diagnosis, planning of therapy, therapy, separation and conclusion of therapy.

▲ Outstanding areas and abilities in the student's work.

▲ Weak areas and weak points in the student's work.

▲ The student's chances of continuing to learn and develop professionally.

▲ To the student: Do you agree or disagree with the evaluation? Explain.

2.5 Supervisor's evaluation of student function in the second stage of field practice

Evaluation is presented at the end of the first semester and of the academic year: Outstanding = 5; Very Good = 4; Good = 3; Needs Improvement = 2; Failing level = 1.

Working processes with the individual and his family

- ▲ Ability to map out the client's problems, and make a sound, integrative psycho-social evaluation.
- ▲ Integrate theoretical material with applications.
- ▲ Construct a therapeutic plan derived from the evaluation and apply it.
- ▲ Use techniques and skills appropriate to the therapeutic process.
- ▲ Construct a plan having both long and short ranges, with flexibility for changes.
- ▲ Engage clients in setting goals of intervention at all stages of the therapeutic contact.
- ▲ Working through separation from the client, systematic evaluation of intervention.

Integration in the field work framework

- ▲ Familiarity with the agency and its links with other community welfare services.
- ▲ Internalizing social work goals and applying them in fieldwork.
- ▲ Integration in an interdisciplinary team, making a professional contribution.
- ▲ Ability to criticize. Examining work patterns in relation to the goals of the service, identifying defects and suggesting improvements.

Group work

- ▲ Gathering basic data, familiarity with the group in preparation for diagnosis.
- ▲ Drawing up a contract with the group on the basis of defined aims and purposes.
- ▲ Identifying and accelerating dynamic processes within the group.
- ▲ Tolerance for and understanding of differences within the group, coping with conflicts.
- ▲ Differential coping and relating to individuals, using varied intervention techniques.
- ▲ Working out an evaluation with group members and end of group work

Community work

- ▲ Identifying needs, sources and resources in the community, knowing its geography.
- ▲ Understanding external economic, political and cultural influences, as well as internal pressures within the community.
- ▲ Defining activity plans on the basis of identified

community needs, developing aims in cooperation with other bodies involved in the project.

- ▲ Functioning on the professional and interdisciplinary teams.
- ▲ Systematic, comprehensive follow-up in various stages of the project.

The student as supervisee

- ▲ Openness and self-criticism, raising questions and dilemmas.
- ▲ Initiative in the supervisory process.
- ▲ Applying recommendations for therapeutic needs.
- ▲ Focused and organized use of additional study sources.
- ▲ Assumes responsibility for learning, initiates introduction of new content.
- ▲ Comes prepared to supervisory sessions, submits reports on time.

Work ethic and professional identity: the student as a professional

- ▲ Is aware of professional ethics and values.
- ▲ Can bridge the gap, if any, between personal and professional values.
- ▲ Makes decisions and takes responsibility in working with clients.
- ▲ Is willing to give service after hours in times of crisis.
- ▲ Integrity and honest reporting, transmits reliable information.
- ▲ Is committed to the profession and to continued professional development.

Formative evaluation

- ▲ Ability to internalize, apply and use theoretical knowledge independently in treating clients.
- ▲ Professional conduct, ethics and identity.
- ▲ Outstanding areas and abilities in the student's work.
- ▲ Mature relations with the supervisor, self-criticism, ability to change direction, to stand up for personal opinion and develop self-awareness.
- ▲ Weak areas and weak points in the student's work.
- ▲ Potential for continued study and professional development.
- ▲ For the student: To what extent do you agree with the evaluation? Explain.

3. Principal results expected at the end of the field practice

The student will be able to function as an independent professional, and define intervention strategies that will help reinforce the coping and problem-solving powers of individuals, families and groups.

She or he will know how to use a variety of intervention methods and skills differentially and integrate them, and be able fill different related roles.

4. Discussion

The purpose of the study is to present the instrument for evaluating the field practice achievements of social work students. These are defined as the ability to apply theory in a real life setting as expressed in levels of acquired knowledge as well as professional attitudes and skills that will enable them to function as competent social workers. From personal experience as a supervisor using this plan, I find it a successful evaluation instrument in operatively ascertaining and measuring the student's professional competence, based as it is on clear and detailed criteria (Maroon; Matousek 2004).

Two points stand out in my work as a supervisor. One is that the supervisor-supervisee relationship is highly significant, and may impair one's objectivity, leading the supervisor into subjectivity that is misplaced here. As a suggested solution, criteria that reflect the supportive function of supervision should be added to the evaluation, reducing in parallel fashion the quantity of detail reflecting administrative and educational functions. A second difficulty is that supervisors rely chiefly on what students submit, which may be misleading, incomplete and subjective. Hence it is important to introduce additional information sources that concentrate on three main components: process recording, observation of students when working with clients and at meetings, and recordings by the students (Bogo et al. 2004).

Bibliography

Anderson, S.; Schlossberg, M.; Rigazio, S.: Family therapy trainees' evaluations of their best and worst supervision experiences. In: Journal of Marital and Family Therapy 26/2000, p. 79-91

Barretti, M.: What do we know about the professional socialization of our students? In: Journal-of-Social-Work-Education 40/2004, p. 255-283

Ben-Oz, M.: Validity and reliability of the forms of evaluating student's achievement in their fieldwork. MA degree thesis, Haifa University 1990

Biggerstaff, M.: Development and validation of the Social Work Career Influence Questionnaire. In: Research-on-Social-Work-Practice 10/2000, p.34-54

Birkenmaier, J.; Wilson, R.; Berg-Weger, M.; Banks, R.; Hartung, M.: MSW integrative seminars: toward integrating course and field work. In: Journal-of-Teaching-in-Social-Work 23/2003, p. 67-182

Boisen, L.; Syers, M.: The integrative case analysis model for linking theory and Practice. In: Journal-of-Social-Work-Education 40/2004, p. 205-217

Bogo, M.; Globerman, J.; Sussman, T.: Field instructor competence in group supervision: students' views. In: Journal-of-

Teaching-in-Social-Work 24/2004, p. 199-216

Bogo, M.; Vayda, E.: The Practice of Field Instruction in Social Work: Theory and Process. Toronto 1999

Buchan, V.; Rodenhiser, R.; Hull, G.; Smith, M.; Rogers, J.; Pike, C.; Ray, J.: Evaluating an assessment tool for undergraduate social work education: analysis of the Baccalaureate Educational Assessment Package. In: Journal-of-Social-Work-Education 40/2004, p. 239-253

Carr, C.: How performance happens (and how to help it happen better). In: Feedback Performance and Instruction. 30/1991, p. 26-30

Cournoyer, B.: Assessment of student learning in social work education the Indiana Model. In: Advances-in-Social-Work. 2/2001, p. 128-151

Cronbach, L.; Amborn, S.; Dotnusch, S.; Hess, R.; Hormik, R.; Philips, D.; Wallker, D.; Weiner, S.: Towards reform of program evaluation. San Francisco 1980

Dore, M.; Epstein, B.; Herrerias, C.: Evaluating students' micro practice field performance: do universal learning objectives exist? In: Journal-of-Social-Work-Education 28/1992

Furman, R.; Jackson, R.; Downey, E.; Seiz, R.: Using the biopsychosocial approach to resolve student dilemmas in field placements. In: Journal-of-Teaching-in-Social-Work. 24/2004, p. 129-139

Gelman, C.: Anxiety experienced by foundation-year MSW students entering field placement: implications for admissions, curriculum, and field education. In: Journal-of-Social-Work-Education. 40/2004, p. 39-54

Giddings, M.; Vode, R.: A conceptual framework for foundation practicum and seminar: the Progressive Adaptation and Integration Model. In: Journal-of-Teaching-in- Social-Work 23/2003, p. 123-145

Gitterman, A.; Gitterman, N.P.: Social work student evaluation: Format and method. In: Journal of Education in Social Work 15/1979, p. 103-108

Goldstein, H.: Social work at the millennium. In: Families in Society 81(1)/2000, p. 3-10

Guba, E.; Lincoln, Y.: Effective evaluation. San Francisco 1981

Hackett, S.: Educating for competency and reflective practice: Fostering a conjoint approach in education and training. In: Journal of Workplace Learning, 13/2001, p. 103-112

Huffman, W.: Field practice Education, a social work course model. Pretoria, R.S.A. 1990

Kadushin, A.: Supervision in Social Work. New York 1992

Karni, Y.: Effectiveness of field instruction and the development of professional identity in social work students. Haifa University 2003

Lager, P.; Robbins, V.: Field education: exploring the future, expanding the vision. In: Journal of Social Work Education 40/2004, p. 3-12

Latham, G.; Wexley, K.: Increasing productivity through performance appraisal. Reading, Mass 1981

Maroon, I.: Becoming a professional social worker: Developmental processes and challenges in supervision, theory and practice. Hildesheim 1997

Maroon, I.; Matousek, O.: Field Education in der Sozialarbeit: Ein Entwicklungsprozess – von der Theorie zur Praxis. In: Soziale Arbeit 9/2004, p. 342-349

O'Hare, T.; Collins, P.; Walsh, T.: Validation of the practice skills inventory with experienced clinical social workers. In: Research on Social Work Practice 8/1998, p. 552-563

Power, R.; Bogo, M.: Educating field instructors and students to deal with challenges in their teaching relationships. In: The

Clinical Supervisor 21/2002, p. 39-57

Reid, W.; Bailey-Dempsey, C.; Viggiani, P. : Evaluating student field education: An empirical Study. In: Journal of Social Work Education 32/1996, p. 45-52

Schneck, D.; Grossman, B.; Glassman, U. (eds.): Field education in social work: Contemporary issues and trends. Iowa 1991

Shulman, L. : Skills of supervision and staff management. Itasca, IL: Peacock 1982

Shulman, L.: Teaching the Helping Skills: A Field Instructor's Guide. Alexandria 1994, VA: Council on Social Work Education

Stake, R.: Standards-Based & Responsive evaluation. Thousand Oakes 2004

Wilson, S.: Field instruction: Techniques for supervisors. New York 1981

Rundschau

► Allgemeines

Allgemeines Gleichbehandlungsgesetz. Im August diesen Jahres trat das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz (AGG) in Kraft. Das neue Gesetz schafft für die Bürgerinnen und Bürger mehr Rechtssicherheit als bisher. Die Ausgestaltung der Antidiskriminierungsarbeit bekommt dadurch einen verlässlichen Rahmen. Der Gesetzgeber bringt mit dem AGG zum Ausdruck, dass in einem Rechtsstaat Diskriminierung und ungerechtfertigte Ungleichbehandlung von Menschen wegen ihrer Rasse oder ethnischen Herkunft, ihres Geschlechts, ihrer Religion, ihres Alters, ihrer Behinderung oder ihrer sexuellen Identität nicht nur inakzeptabel, sondern auch rechtlich unzulässig sind und damit verfolgt werden können. Diskriminierungen jeglicher Art sind kein Kavaliersdelikt. Ob am Arbeitsplatz oder in sonstigen Bereichen des täglichen Lebens (beim Einkauf, bei Verträgen, gegenüber Versicherungen etc.) – das AGG bietet Schutz vor Ungleichbehandlung. Der Senat von Berlin hat Anfang letzten Jahres eine Leitstelle gegen Diskriminierung aus ethnischen, religiösen und weltanschaulichen Gründen eingerichtet, an die sich Bürgerinnen und Bürger wenden können, die diskriminiert wurden oder sich diskriminiert fühlen. Das neue Gesetz wird die Arbeit der Leitstelle erleichtern. Sie wird künftig eng mit der Gleichbehandlungsstelle des Bundes zusammenarbeiten. *Quelle: Pressemitteilung des Beauftragten des Senats von Berlin für Integration und Migration vom 18. August 2006*

Kompetenzzentrum Ehrenamt. Um Mitgliedsorganisationen des Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverbands, Landesverband Berlin, unterstützend und beratend zur Seite zu stehen, hat die Paritätische Akademie ein „Kompetenzzentrum Ehrenamt“ geschaffen. Die Einrichtung ist Ansprechpartner, wenn es um die Themen Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftliches Engagement geht. Sie bietet Beratung und vielfältige Möglichkeiten zur Fort- und Weiterbildung. Unter anderem werden Anfragen zu Forschungsergebnissen im Ehrenamtsbereich auf Grundlage aktueller Daten beantwortet. In Zusammenarbeit mit der „Paritätischen Gesellschaft BürgerAktiv“ arbeitet das Kompetenzzentrum an der Weiterentwicklung eines Ehrenamtsnetzes, um eine breitflächige Vernetzung zu erreichen und Informationen zum Thema Ehrenamt zu verbreiten. Weitere Informationen: Ina Kant, Tel. 24 63 64 43, E-Mail: kant@akademie.org *Quelle: Paritätischer Rundbrief, Landesverband Berlin, 7-8.2006*

Visionen sozialen Handelns. Menschlich + fachlich + wirtschaftlich. ConSozial 2005. Hrsg. Joachim König und andere. Allitera Verlag. München 2006, 404 S., EUR 22,- *DZI-D-7563*

Dieser Dokumentationsband der ConSozial 2005 stellt die aktuelle Diskussion zu dem Kongressthema „Visionen sozialen Handelns“ zusammen. In ihm finden sich der Plenarvortrag „Der Weg zum sozialen Dienstleister am

Beispiel der Bundesagentur für Arbeit“ sowie 16 Fachvorträge, elf Praxisreferate und weitere allgemeine Beiträge. Das Themenspektrum reicht vom „Europäischen Dienstleistungswettbewerb“ über „Führungskräfte und Personalentwicklung im sozialen Bereich“ bis hin zu Gedanken über Hartz IV. Schwerpunkte sind zudem Ausführungen über Erziehung und Jugendhilfe sowie Altenpflege.

Bundesprogramm LOS. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) setzt das Programm „Lokales Kapital für soziale Zwecke (LOS)“ fort. Das seit 2003 durch den Europäischen Sozialfonds (ESF) finanzierte Programm soll benachteiligten Menschen helfen, auf dem Arbeitsmarkt Tritt zu fassen und zugleich lokale Strukturen stärken. Im Juli 2006 startete bundesweit in 281 Gebieten mit besonderem Entwicklungsbedarf die vierte Förderperiode. LOS fördert mit bis zu 10 000 Euro lokale Mikroprojekte und kleine Initiativen in sozialen Problemgebieten. Träger wie örtliche Vereine, Kirchengemeinden, Unternehmen, Lehrstellenbündnisse oder auch Einzelpersonen beschäftigen bewusst Langzeitarbeitslose, benachteiligte Schulabgängerinnen und -abgänger sowie Ausbildungsplatzsuchende oder Berufsrückkehrerinnen. Über die Projektarbeit haben die eingesetzten Personen die Möglichkeit, sich weiterzubilden und beruflich zu qualifizieren. Ihr Einsatz etwa für das lokale Kulturangebot oder Naturschutzvorhaben fördert nicht nur die berufliche und soziale Integration im direkten Lebensumfeld, er stärkt zugleich den Zusammenhalt der Menschen vor Ort. Informationen unter www.los-online.de *Quelle: AWO Magazin 5.2006*

► Soziales

Minijobs. Die Pauschalabgaben für geringfügig entlohnte Beschäftigungsverhältnisse wurden ab dem 1. Juli 2006 auf 30 % erhöht. Damit wird der Pauschalbeitrag zur gesetzlichen Krankenversicherung von bisher 11 auf 13 % und der Pauschalbeitrag zur gesetzlichen Rentenversicherung von bisher 12 auf 15 % angehoben. Der einheitliche Pauschalsteuersatz bleibt unverändert. Geringfügig entlohnte Beschäftigungsverhältnisse in Privathaushalten sind von der Erhöhung nicht betroffen. Die Erhöhung des Pauschalbeitrages zur Rentenversicherung auf 15 % bringt es mit sich, dass Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer, die vollwertige Rentenansprüche erwerben möchten und deshalb auf ihre Versicherungsfreiheit verzichten, ab dem 1. Juli anstelle des bisherigen Eigenanteils von 7,5 nur noch 4,5 % des Arbeitsentgelts zahlen müssen. Informationen: www.minijobzentrale.de *Quelle: Sozialpolitische Informationen des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales 4.2006*

Wohngemeinschaft ist keine eheähnliche Gemeinschaft. Hartz-IV-Empfängerinnen und -Empfänger, die in einer Wohngemeinschaft leben, darf keine eheähnliche Gemeinschaft unterstellt und deshalb nicht das Arbeitslosengeld gestrichen werden. So lautet eine Entscheidung des Hessischen Landessozialgerichts in Darmstadt (Az.: L 7 AS 86/06 ER). In dem Beschluss heißt es, dass die Grundvoraussetzung einer eheähnlichen Gemeinschaft eine gleichzeitige Haushalts- und Wirtschaftsgemeinschaft sei. Das Gericht verurteilte mit dieser Begründung das Rhein-Main-Jobcenter dazu, Grundsicherungsleistungen an einen 34 Jahre alten Hartz-IV-Empfänger zu zahlen. Die Leistun-

gen waren eingestellt worden, nachdem der Mann gemeinsam mit einer Bekannten eine Zwei-Zimmer-Wohnung gemietet hatte. Zu Unrecht, denn beide Mietparteien hatten versichert, eine Wohngemeinschaft zu bilden. Jeder bewohne ein eigenes Zimmer, geteilt würden Küche, Flur und Bad und die Kosten der Wohnung. *Quelle: VdK-Zeitung 9.2006*

Wohnprojekt-Atlas: Bayerisches Netzwerk Wohnprojekte. Bürgerschaftliches Engagement für Solidarität in Nachbarschaft und Region. Hrsg. Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen. Eigenverlag. München 2005, 43 S., keine Preisangabe *DZI-D-7647*

Das Interesse und die Aufgeschlossenheit gegenüber nachbarschaftlich orientierten Wohnformen sind in den letzten Jahrzehnten gestiegen. Nicht nur ältere, pflegebedürftige oder behinderte Menschen, sondern auch Paare, Familien und junge Singles suchen alternative, gemeinschaftliche Wohnformen, in denen sie sich entfalten und selbstbestimmt leben können. Die Modelle – etwa Wohngemeinschaften, Mehr-Generationenhäuser oder integratives Wohnen – sind dabei vielfältig. Der Verein Urbanes Wohnen e.V. München, der seit Jahren auf dem Gebiet des selbstorganisierten Bauens aktiv ist, hat die Daten für diesen Wohn-Projekt-Atlas erhoben und die inhaltliche Konzeption übernommen. Dieser enthält eine Standortübersicht und informiert über Projekte und Ansprechpartner, über die Formen und Arten von gemeinschaftsorientierten Wohnprojekten, die in Bayern praktiziert werden, sowie über deren Zielgruppen. Er soll nachbarschaftliche Initiativen aufzeigen und Bürgerinnen und Bewohner zu mehr Miteinander motivieren. Bestellanschrift: Servicestelle der Staatsregierung „Bayern Direkt“, Tel.: 018 01/20 10 10 E-Mail: direkt@bayern.de

Freiwilliges Soziales Jahr in Sachsen. Anfang September 2006 begannen zirka 1 600 junge Menschen in Sachsen ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ), in dessen Rahmen sie zwölf Monate in gemeinwohlorientierten Einrichtungen ganztätig arbeiten. Der Schwerpunkt liegt weiterhin im sozial-karitativen Bereich. So leisten 40 % aller sächsischen FSJ-ler ihren Dienst in Einrichtungen der Altenpflege, 20 % in der Kinder- und Jugendhilfe, 18 % in der Behindertenhilfe und 10 % in der Gesundheitspflege. Neben diesen klassischen Feldern der Wohlfahrtspflege hat sich in Sachsen das FSJ auch in den Bereichen Kultur, Denkmalpflege, Politik und Sport etabliert. Seit diesem Jahr kommt ein neuer Freiwilligenausweis zum Einsatz. Er berechtigt zum Erwerb ermäßigter Fahrtausweise und Eintrittskarten. Damit werden die Rahmenbedingungen für dieses Engagement noch attraktiver gestaltet. *Quelle: Pressemitteilung des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales 134/06*

Caritas: Positives Resümee für Ein-Euro-Jobs. Wer bei einem Wohlfahrtsverband mit der Bezahlung von einem Euro arbeitet, hat durchaus Chancen, eine Ausbildung, eine Fortbildung oder einen Arbeitsplatz zu finden. Von fast 28 000 Menschen, die bei den Wohlfahrtsverbänden Nordrhein-Westfalens tätig waren, fanden 30 % eine Beschäftigung in weiterführende Maßnahmen. Für 14 % bildete der Ein-Euro-Job die Brücke in ein festes Arbeitsverhältnis. So zog Christoph Elkenbusch vom Caritasverband Pader-

born für das erste Jahr ein überwiegend positives Fazit. Gerade für Menschen, die eine Tagesstruktur benötigen oder die mal wieder erfahren müssen, wie viel sie leisten können, seien diese Jobs ein gutes Instrument. Als alleiniges Mittel gegen die Arbeitslosigkeit taugte es jedoch nicht.
Quelle: Sozialcourage 3.2006

► **Gesundheit**

UN-Konvention zum Schutz behinderter Menschen.

In New York hat ein Ausschuss der Vereinten Nationen Ende August 2006 eine Konvention zum Schutz der Rechte und der Würde von Menschen mit Behinderungen verabschiedet. Um in Kraft zu treten, muss die Konvention noch von der UN-Vollversammlung angenommen und anschließend von den Mitgliedsstaaten ratifiziert werden. Noch in der letzten Verhandlungsrunde konnten entscheidende Punkte durchgesetzt werden. So wurde beispielsweise bei der Definition, wer als behindert gilt, eine Lösung gefunden, die keine Gruppe ausschließt. Die Rechte behinderter Frauen sind umfassend berücksichtigt. Die Konvention macht deutlich, dass die Vertragsstaaten besondere Anstrengungen zur Beseitigung der mehrfachen Diskriminierung behinderter Frauen und Mädchen unternehmen müssen.
Quelle: SoVD Zeitung, Sozialverband Deutschland, 9.2006

Ausgaben für Gesundheit. Im Jahr 2004 wurden in Deutschland insgesamt 234 Mrd. Euro für Gesundheit ausgegeben, 0,2 % mehr als im Jahr 2003. Das waren 10,6 % des Bruttoinlandsprodukts. Seit dem Jahr 1995 sind die Gesundheitsausgaben bis 2004 um 47,5 Mrd. Euro angestiegen (+ 25,5 %). Dies entspricht einer durchschnittlichen jährlichen Steigerung von 2,6 %. Gut 56 % dieser Ausgaben im Jahr 2004 hat die gesetzliche Krankenversicherung getragen, nämlich 131,6 Mrd. Euro. An zweiter Stelle standen die privaten Haushalte und die privaten Organisationen ohne Erwerbszweck mit 32,1 Mrd. Euro oder knapp 14 % der Ausgaben. 9 % oder 21,1 Mrd. Euro entfielen auf die private Krankenversicherung. Gesundheitsausgaben fallen überall dort an, wo Patientinnen und Patienten versorgt oder Leistungen für die Gesundheitsversorgung erbracht werden. Die Schwerpunkte liegen dabei auf den Einrichtungen der ambulanten und (teil)stationären Gesundheitsversorgung: Zusammen entfielen im Jahr 2004 rund 198,2 Mrd. Euro auf Leistungen dieser beiden Sektoren.
Quelle: Pressemitteilung des Statistischen Bundesamtes 327/06

Demenzranke Menschen im betreuten Seniorenwohnen. Herausforderungen und Empfehlungen. Von Angela Eberhard und Winfried Saup. Verlag für Gerontologie Alexander Möckl. Augsburg 2006, 62 S., EUR 12,80
DZI-D-7650

Betreutes Wohnen ist eine spezifische Form des altengerechten Wohnens mit dem Ziel, Seniorinnen und Senioren mit gesundheitlichen Beeinträchtigungen eine selbstständige Wohn- und Lebensweise zu ermöglichen, indem eine seniorengerecht gebaute und eingerichtete Wohnung mit einem Angebot an sozialer Alltagsbegleitung und an Betreuung für den Hilfe- und Pflegefall kombiniert wird. Obwohl diese Wohn- und Versorgungsform nicht für demenzranke alte Menschen konzipiert ist, leben in entsprechenden Einrichtungen dennoch immer mehr Personen mit mehr oder minder ausgeprägten Symptomen einer Altersver-

wirrtheit. Dadurch entstehen spezifische Herausforderungen und Probleme für Einrichtungsträger, Betreuungskräfte und die (gesunden) Mitbewohnerinnen und -bewohner. Diese Veröffentlichung beschreibt solche Herausforderungen und benennt Bedingungen sowie Grenzen für das Wohnen demenzkranker Älterer in betreuten Wohnanlagen. Einrichtungsträger und Beschäftigte finden in ihr praxisnahe Empfehlungen für die Auseinandersetzung mit der Demenzproblematik sowie Hinweise auf zukunftsweisende Ideen einer Betreuung und Versorgung.

Folgen des Passivrauchens. Die gesundheitlichen Schäden durch Passivrauchen sind umfassend nachgewiesen. Offizielle unabhängige Untersuchungen aus verschiedenen Ländern kommen jeweils zu dem selben Schluss: Passivrauchen ist eine ernst zu nehmende Gesundheitsgefährdung mit Todesfolge. Im März 2006 haben die European Respiratory Society, das European Heart Network, Cancer Research UK und das Institut National du Cancer (Frankreich) einen Bericht über die Vorzüge eines rauchfreien Europas veröffentlicht. Mit „Lifting the Smokescreen: 10 reasons for a smoke free Europe“ richten sich die vier im Bereich Raucherprävention aktiven Organisationen an Politikerinnen und Politiker in ganz Europa. Ihr Ziel ist es aufzuzeigen, dass mit einer Gesetzgebung, die das Rauchen an öffentlichen Orten sowie am Arbeitsplatz (einschließlich Bars und Restaurants) untersagt, nur gewonnen werden kann. Der Bericht steht im Internet zum Download zur Verfügung unter: www.ehnheart.org. – Publications – Tobacco
Quelle: Pressemitteilung der EU-Initiative „Help – Für ein rauchfreies Leben“ vom 5. September 2006

► **Jugend und Familie**

Jugendgemeinschaftsdienste 2007. Auch im kommenden Jahr veranstalten die Internationalen Jugendgemeinschaftsdienste e.V. (ijgd) Workcamps in ganz Deutschland. Es sind zirka 120 Gemeinschaftsdienste geplant, für die die ijgd noch Träger von Arbeitsprojekten suchen. Für drei Wochen treffen sich in diesen Diensten Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 16 bis 26 Jahren aus aller Welt, um an einem gemeinnützigen Projekt, wie zum Beispiel in der Landschaftspflege, im Naturschutz, im Forst, bei Renovierungen, bei Ferienspiellaktionen, beim Spielplatzbau, bei künstlerischen Projekten, im sozialen Bereich und anderen gemeinnützigen Arbeitsprojekten, mitzuarbeiten und in einer internationalen Gruppe ihre Freizeit zu verbringen. Die Camps finden meistens im Zeitraum von Juni bis September eines Jahres statt. Die Jugendgemeinschaftsdienste werden unter anderem aus Mitteln des Bundesjugendplans bezuschusst. Daneben ist aber auch ein finanzieller Beitrag der Projektträger erforderlich, der je nach örtlichen Verhältnissen und speziellen Vereinbarungen zwischen 175 und 395 Euro pro Person liegt. Informationen: ijgd, Projektreferat, Kasernenstraße 48, 53111 Bonn, Tel.: 02 28/228 00-18, Fax: 02 28/228 00-10

Elternkursprogramm für junge Eltern. Erziehung muss gelernt werden. Gerade am Anfang, wenn durch Schwangerschaft und Geburt fast alles anders und neu wird, gibt es viele Fragen und ungewohnte Anforderungen an Partnerschaft, Haushaltsführung und vor allem den Umgang mit dem Kind. Ein neues Elternkursprogramm in Rheinland-Pfalz richtet sich an alle Eltern und soll ihnen helfen,

sich für ihre Elternschaft fit zu machen und Bescheid zu wissen, wo gegebenenfalls weitere Informationen und Hilfen einzuholen sind. Ein Handbuch liefert die wesentlichen Arbeitsgrundlagen für Kursleiterinnen und Kursleiter des Elternkursprogramms, das möglichst umfassend Eltern erreichen und deshalb auch in vielen Kommunen angeboten werden soll. Das Programm umfasst 30 Module, die sich auf die Zeit der Schwangerschaft, die Phase der Geburt und auf das erste Lebensjahr beziehen. Die Implementierung des Programms in Rheinland-Pfalz wird durch Fachkräfteschulungen und finanzielle Förderung des Landes bei der Kursdurchführung unterstützt. *Quelle: Pressedienst des Ministeriums für Arbeit, Soziales, Familie und Gesundheit von Rheinland-Pfalz 134-5/06*

Jung und Alt in der Geschichte. Am 1. September 2006 startete die 20. Ausschreibung des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten unter dem Titel „miteinander – gegeneinander? Jung und Alt in der Geschichte“. Der Wettbewerb richtet sich an Kinder und Jugendliche unter 21 Jahre und wird von der Hamburger Körber-Stiftung ausgerichtet. Die Teilnehmenden können Geld- und Sachpreise in Höhe von insgesamt 250 000 Euro gewinnen. Einsendeschluss ist der 28. Februar 2007. Schüler und Schülerinnen können das Generationenverhältnis im Mehr-Generationenhaushalt, Proteste von Jugendlichen gegen die Elterngeneration erforschen oder Veränderungen im Leben von alten Menschen in den Blick nehmen. Die Ausschreibungsunterlagen sowie Tipps zur historischen Spurensuche enthält das Magazin „Spuren Suchen“. Dieses und die Ausschreibungsunterlagen können angefordert werden bei der Körber-Stiftung, Geschichtswettbewerb, Kehrvieler 12, 20457 Hamburg, Tel.: 040/80 81 92-145, Fax: 040/80 81 92-302 E-Mail: gw@koerber-stiftung.de

Lernplattform gegen sexuelle Gewalt unter Jugendlichen. Diese Lernplattform – unter www.niceguysengine.de zu sehen oder als CD-ROM erhältlich – hilft Pädagogen und Pädagoginnen, das Thema sexuelle Gewalt in Schulklassen und Jugendgruppen zur Sprache zu bringen. Diese Präventionsarbeit und damit die Sensibilisierung Jugendlicher ist dringend nötig. Sexuelle Übergriffe, speziell Vergewaltigung von Kindern, werden am häufigsten von Jungen zwischen 14 und 16 Jahren begangen. Jugendliche können die Lernplattform selbstgesteuert, online und interaktiv nutzen, die pädagogischen Fachkräfte übernehmen dabei eine Moderatorenfunktion. *Quelle: Informationen der Herausgeberin Prof. Rentmeister, Fachhochschule Erfurt*

Man lebt zweimal. Bikulturelle Ehen und Familien in Berlin. Von Edith Kresta. Hrsg. Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration. Selbstverlag. Berlin 2006, 52 S., EUR 2,- *DZI-D-7648*
Im Jahr 2004 wurden in Berlin 12 569 Ehen geschlossen, davon 9 676 zwischen deutschen Staatsangehörigen und 2 893 mit Beteiligung eines nichtdeutschen Ehepartners. Demnach war fast jede vierte Eheschließung im Jahr 2004 in Berlin interethnisch. Bei den eingetragenen Lebenspartnerschaften betrug im gleichen Jahr der Anteil der binationalen Partnerschaften sogar fast ein Drittel. Bikulturelle Familien sind schon lange ein normaler Bestandteil unserer Umwelt. Eine Eheschließung dieser Art – ob im Ausland oder in Deutschland – berührt zahlreiche Fragen, und die

sind keineswegs nur rechtlicher Natur. Die Autorin dieser Schrift hat sich in Familien erkundigt, in denen der Partner oder die Partnerin einen unterschiedlichen kulturellen Hintergrund mitbringt. Wie funktioniert ihr Alltag? Welche Anforderungen stellt er an Flexibilität und Toleranzfähigkeit der Beteiligten? Welchen Druck üben Familien, Nachbarn, Freunde, Behörden aus? In neun Porträts zeigt die Autorin, was kulturelle Vielfalt für die Familien bedeutet. Bestellschrift: Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration, Potsdamer Straße 65, 10785 Berlin, Tel.: 030/90 17 23 51, Fax: 030/262 54 07, E-Mail: integrationsbeauftragter@auslb.-verwalt-berlin.de

► Ausbildung und Beruf

Internationale Gesellschaft heilpädagogischer Berufs- und Fachverbände (IGhB). In einer Zeit größerer beruflicher Anforderungen ist es für die Heilpädagogik und deren Vertretende wichtig, Kommunikationsnetze über die Landesgrenzen hinaus zu knüpfen. Deshalb gründeten die vier Berufsverbände aus Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz im November 2005 in Ulm die IGhB. Zweck des Zusammenschlusses ist es, eine internationale Berufspolitik zu verfolgen, die es erlaubt, sich für die Anliegen der Heilpädagogik gemeinsam einzusetzen. Insbesondere betrifft dies Fragen der beruflichen Standards und der dazugehörigen Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten. Weiter sind die Entwicklung des beruflichen Austausches sowie die Erarbeitung eines gemeinsamen Berufsverständnisses und berufsethischer Richtlinien geplant. Ein besonderes Anliegen ist hierbei die Verbesserung der Lebenssituation von Menschen mit Behinderungen in jedem Lebensalter. Weitere Informationen stehen unter www.heilpaedagogik.de *Quelle: Mitteilung der IGhB, Michaelkirchstraße 17/18, 10179 Berlin, Tel.: 030/40 60 50 60, Fax: 030/40 60 50 69, E-Mail: info@heilpaedagogik.de*

Miteinander reden – erfolgreich kooperieren. Ein Leitfaden für sprachliches Teamwork von Frauen und Männern am Arbeitsplatz. Von Helmut Ebert und Gabriele Dafft. Hrsg. Landschaftsverband Rheinland. Selbstverlag. Bonn, ohne Jahr, 35 S., EUR 5,- *DZI-D-7658*

In dieser Broschüre präsentieren der Autor und die Autorin die Ergebnisse einer aktuellen Studie über die Sprache von Frauen und Männern im Berufsalltag. Sie beobachteten und analysierten das geschlechtsspezifische Sprachverhalten in konkreten Arbeitsbesprechungen. Wichtigstes Ergebnis: Es gibt markante Unterschiede in der Sprache von Männern und Frauen. Ein moderner Arbeitgeber und Dienstleister ist darauf angewiesen, dass die interne Kommunikation reibungslos läuft. Deshalb zeigt diese Veröffentlichung mit praktischen Tipps und anhand konkreter Beispiele, wo Sprachunterschiede bestehen und wie Menschen in ihrem Arbeitsalltag damit umgehen können. Bestellschrift: Amt für rheinische Landeskunde, Regionalkommunikation, Endenicher Straße 133, 53115 Bonn, Tel.: 02 88/98 34-207, Fax: 02 28/98 34-119 E-Mail: gabriele.dafft@lvr.de

Zertifikatskurs Jungendpädagogik. Theorien, Methoden und Konzepte zur Arbeit mit Jungen und jungen Männern. Die bisher einzige von einer Hochschule zertifizierte Weiterbildung zur professionellen Arbeit mit Jungen wird von der Fachhochschule Nordwestschweiz in Basel (Schweiz)

angeboten. Im Februar 2007 beginnt der nächste Durchgang des Nachdiplomkurses Jungenpädagogik, welcher etwa ein Jahr dauert. Die Weiterbildung bietet die Gelegenheit sich wissenschaftlich fundiert, fachlich umfassend und praxisbezogen mit Jungenpädagogik auseinanderzusetzen. Hier können sich Männer und Frauen, die mit Jungen arbeiten, das für professionelles Handeln notwendige Wissen aneignen. Informationen: Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit, Hans-Ueli Raaflaub, Koordinator Weiterbildung, Tel.: 00 41/61/337 27 24
E-Mail: hansueli.raaflaub@fhnw.ch

Public Relations-Beratung mit Zusatzqualifikation Non-Profit-PR und -Marketing. Im Dezember 2006 läuft in Bad Honnef die nächste Reihe der berufsbegleitenden PR-Weiterbildung mit Zusatzqualifikation Non-Profit-PR und -Marketing an. Sechs Kursmodule führen zum anerkannten Abschluss als PR-Beratende, der von der Deutschen Akademie für Public Relations vergeben wird. Die Weiterbildung ist auf die speziellen Anforderungen außerhalb der Industrie ausgerichtet und beinhaltet zusätzliche Themen wie Low-Budget-PR und Corporate Citizenship. Sie ist gedacht für Personen, die in Kommunen, Kultur, Wissenschaft oder in sozialen und kirchlichen Organisationen oder Verbänden und Stiftungen professionelle PR-Arbeit leisten oder selbstständig arbeiten wollen. Informationen: Institut burcom, Studienleitung, Tel.: 065 65/95 58 27
E-Mail: mach@burcom.de; Internet: www.burcom.de

Master-Fernstudiengang Sozialmanagement. Der sich verändernde Arbeitsmarkt für Leitungspersonlichkeiten sozialer Organisationen, die in ihrer Karriereentwicklung zunehmend auch Verbandsgrenzen überspringen, erfordert eine breitere Ausrichtung beruflicher Qualifikation als sie bisher in den verbandsbezogenen Akademien erfolgt. Von daher haben sich die Paritätische Akademie und die AWO-Akademie Helene Simon entschlossen, ihr Studienangebot Sozialmanagement in Zusammenarbeit mit der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin in Zukunft gemeinsam anzubieten. Für den Lehrgang ab 30. Oktober 2006 sind noch zusätzliche Studienplätze frei. Die Leitung des Studiengangs verbleibt in den Händen von Professor David Kramer. Die Studiengruppen werden aus beiden Verbänden gemeinsam besetzt. Information: Paritätische Akademie, Petra Heinzel, Oranienburger Straße 13/14, 10178 Berlin, Tel.: 030/246 36-444, E-Mail: heinzel@akademie.org

10.11.2006 München. Fachtagung: Tagespflegen in Bayern – sie gehen ihren Weg! Information: aufschwungalt/neue wege zukunft, Auenstraße 60, 80469 München, Tel.: 089/50 08 04 01, E-Mail: info@aufschwungalt.de

14.-15.11.2006 Berlin. Jahrestagung: Unsere Zukunft gestalten. Hilfen für alte Menschen mit psychischen Erkrankungen, insbesondere Demenz. Information: Aktion Psychisch Kranke e.V., Brungsgasse 4-6, 53117 Bonn, Tel. 02 28/67 67 40, Fax: 02 28/67 67 42
E-Mail: apk-bonn@netcologne.de

17.-18.11.2006 Lindau am Bodensee. ptz Symposium 06: Psychotherapie der Selbstorganisation. Information: Psychotherapeutisches Weiterbildungszentrum für systemisch-integrative Konzepte, ptz cormann, Schneealpe 48, 88131 Lindau, Tel.: 083 82/39 17, Fax: 083 82/231 69
E-Mail: ptz@cormanninstitute.de

17.-18.11.2006 Würzburg. Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sozialarbeit: Empirie und Theorie in der Sozialen Arbeit. Forschungsergebnisse und ihre Bedeutung für die Theorieentwicklung und die Praxis. Koordination: Prof. Dr. Ernst Engelke, Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt, Münzstraße 12, 97070 Würzburg
E-Mail: engelke@rzp0.fh-wuerzburg.de

18.11.2006 Fulda. Tagung: Von der Verhaltenstherapie bei Kindern und Jugendlichen mit Autismus zur therapeutischen Begleitung ins Erwachsenenalter. Information: autismus Deutschland e.V., Bebelallee 141, 22297 Hamburg, Tel.: 040/511 56 04, Fax: 040/511 08 13
E-Mail: Autismus-BV-HAK@t-online.de

20.-21.11.2006 Köln. Fachtagung: Behinderung und Alter. Visionen und innovative Konzepte in Zeiten knapper Ressourcen. Information: Universität zu Köln, Heilpädagogische Fakultät, Zentrum für heilpädagogische Gerontologie, Herbert-Lewin-Straße 2, 50931 Köln, Tel.: 02 21/470 55 56, Fax: 02 21/480 37 93
E-Mail: h.bermond@uni-koeln.de

22.-24.11.2006 Burg Rieneck. 24. Praktiker-Tagung Ambulante Maßnahmen nach dem Jugendrecht: Weiterentwicklung mit „KICK“. Bedeutung und Auswirkung des Gesetzes zur Weiterentwicklung der Kinder- und Jugendhilfe. Information: Deutsche Vereinigung für Jugendgerichte und Jugendgerichtshilfen e.V., Lützerodestraße 9, 30161 Hannover, Tel.: 05 11/348 36 40, Fax: 05 11/318 06 60
E-Mail: Tschertner@DVJJ.de

Bibliographie Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie/ Sozialgeschichte

Asperger, Maria: Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt...: Hans Asperger 1906-1980, Leben und Werk. - In: Heilpädagogik ; Jg. 49, 2006, Nr. 3, S. 2-11. *DZI-1489*

Bambach, Marco: Menschliche Vielfalt birgt Chancen. - In: neue caritas ; Jg. 107, 2006, Nr. 11, S. 23-25. *DZI-0015z*

2.01 Staat/Gesellschaft

Butterwege, Christoph: Bürgerversicherung schafft sozialen Ausgleich. - In: neue caritas ; Jg. 107, 2006, Nr. 13, S. 21-23. *DZI-0015z*

Cebulla, Andreas: The effects of welfare-to-work programs in the United States: findings from a meta-analysis. - In: Sozialer Fortschritt ; Jg. 55, 2006, Nr. 6, S. 139-145. *DZI-0518*

Flecken, Vera: Nachhaltiges Wirtschaften schützt Schöpfung und Image. - In: neue caritas ; Jg. 107, 2006, Nr. 13, S. 9-12. *DZI-0015z*

Goehlich, Birgit: „Film hören?": Über die Wirkung von Musik und Ton im Film. - In: Kind, Jugend, Gesellschaft ; Jg. 51, 2006, Nr. 2, S. 43-50. *DZI-0989z*

Lamping, Wolfram: Regieren durch Regierungskommissionen? Funktionen und Implikationen der Hartz- und Rürup-Kommission im Vergleich. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 233-251. *DZI-0179*

Münder, Johannes: Stellungnahme für die Anhörung zur Föderalismusreform zum Themenbereich VI. Soziales. - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 71-74. *DZI-0570*

Naegele, Gerhard: Potenziale des Alters: Neujustierung des gesellschaftlichen Generationenverhältnisses? - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2006, Nr. 3, S. 4-10. *DZI-0099*

Pilarczyk, Ulrike: „Computerspiele hören?": Die Bedeutung von Sound und Musik für die (pädagogische) Bewertung von Computerspielen. - In: Kind, Jugend, Gesellschaft ; Jg. 51, 2006, Nr. 2, S. 50-55. *DZI-0989z*

Rommelspacher, Birgit: Was finden Jugendliche am Rechtstextextremismus so attraktiv? - In: Psychologie heute ; Jg. 33, 2006, Nr. 8, S. 36-39. *DZI-2573*

Stark, Christian: Ist die politische Sozialarbeit tot? - In: Sozialarbeit in Österreich ; 2006, Nr. 2, S. 22-28. *DZI-2610z*

2.02 Sozialpolitik

Alber, Jens: Das „europäische Sozialmodell“ und die USA. - In: Leviathan ; Jg. 34, 2006, Nr. 2, S. 208-241. *DZI-2461*

Bartens, Werner: Der deutsche Patient: Kranke wie Gesunde sind mit der Heilkunde unzufrieden – und die Medizin sucht nach einer Therapie für sich selbst. - In: ProjektArbeit ; Jg. 5, 2006, Nr. 1, S. 71-77. *DZI-3050*

Baumann, Manfred: Nebeneinander von gesetzlicher und privater Krankenversicherung löst Finanzkraftentzug in der gesetzlichen Krankenversicherung aus. - In: Die Ersatzkasse ; Jg. 86, 2006, Nr. 4, S. 156-158. *DZI-0199*

Biffi, Gudrun: Towards a common migration policy: potential impact on the EU economy. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 39, 2006, Nr. 1, S. 7-23. *DZI-2084z*

Böninghausen, Inge von: Familiengeschichte(n): Wie Ökonomie und Geschlechterverhältnis die Lebensformen verändern. - In: Frauenrat ; Jg. 55, 2006, Nr. 3, S. 2-5. *DZI-0504z*

Braun, Michael: Übernahme von Miet- und Energierückständen für erwerbsfähige Personen, die keine Leistungen nach § 22 Abs. 1 SGB II erhalten. - In: Wohnungslos ; Jg. 48, 2006, Nr. 2, S. 69-73. *DZI-1250z*

Buttler, Friedrich: The European Social Model and eastern enlargement. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung ; Jg. 39, 2006, Nr. 1, S. 97-122. *DZI-2084z*

Dankbaar, Ben: Dreißig Jahre Politische Ökonomie der Arbeit: oder wie Harry Braverman doch Recht bekam. - In: Leviathan ; Jg. 34, 2006, Nr. 2, S. 242-269. *DZI-2461*

Detting, Heinz-Uwe: Grundstrukturen des Rechtsverhältnisses zwischen Leistungserbringern und gesetzlich Versicherten. - In: Vierteljahresschrift für Sozialrecht ; 2006, Nr. 1, S. 1-23. *DZI-2536*

Diebäcker, Marc: Zu Ambivalenzen politischen Handelns in der Sozialen Arbeit. - In: Sozialarbeit in Österreich ; 2006, Nr. 2, S. 29-33. *DZI-2610z*

Graf, Christian: Disease Management Programme und Integrierte Versorgung. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 60, 2006, Nr. 5/6, S. 42-52. *DZI-0079z*

Heitkötter, Martina: Lokale Bündnisse für Familie – wie entstehen neue familienpolitische Arrangements vor Ort? - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2006, Nr. 3, S. 18-21. *DZI-0099*

Hof, Bernd: Die Bürgerversicherung: mehr als ein solidarischer Reformansatz? - In: Sozialer Fortschritt ; Jg. 55, 2006, Nr. 6, S. 146-153. *DZI-0518*

Kern, Axel Olaf: Wachstumsmarkt Gesundheitswesen – ein Automatismus? - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 60, 2006, Nr. 5/6, S. 30-41. *DZI-0079z*

Kessl, Fabian: Aktivierungspädagogik statt wohlfahrtsstaatlicher Dienstleistung? - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 217-232. *DZI-0179*

Lange, Marianne: Jedes Land macht, was es will: Familienpolitik in Europa. - In: Frauenrat ; Jg. 55, 2006, Nr. 3, S. 23-25. *DZI-0504z*

Manow, Philip: Die politische Anatomie demokratischer Repräsentation. - In: Leviathan ; Jg. 34, 2006, Nr. 2, S. 149-181. *DZI-2461*

Merten, Roland: Aktuelle Familienpolitik: oder wie Ungleichheiten gemacht und verstärkt werden. - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 7/8, S. 305-313. *DZI-0135*

Muswieck, Wilfried: Fördern und Fordern als ganzheitliches Prinzip in der allgemeinen und beruflichen Bildung. - In: Berufliche Rehabilitation ; Jg. 20, 2006, Nr. 2, S. 53-63. *DZI-2967*

Rauschenbach, Thomas: Der 12. Kinder- und Jugendbericht: Ausgangsanahmen und Konzeption des Berichts. - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 75-82. *DZI-0570*

Schubert, Karsten: Weshalb sich Höflichkeit im Job auf jeden Fall auszahlt. - In: Pflege aktuell ; Jg. 60, 2006, Nr. 6, S. 364-365. *DZI-1010z*

Stahlmann, Günther: Sozialdatenschutz bei Eingliederung nach dem SGB II. - In: Informationen zum Arbeitslosenrecht und Sozialhilferecht ; Jg. 24, 2006, Nr. 2, S. 61-65. *DZI-2907*

Weselski, Silke: Modelle zur Reform der gesetzlichen Krankenversicherung. - In: Vierteljahresschrift für Sozialrecht ; 2006, Nr. 1, S. 25-67. *DZI-2536*

2.03 Leben/Arbeit/Beruf

Bach, Heinz W.: Ziele, Wirkungen, Risiken und Nebenwirkungen bei der Privatisierung von Arbeitsmarkt-Dienstleistungen. - In: Arbeit und Beruf ; Jg. 57, 2006, Nr. 5, S. 131-133. *DZI-0620*

Fischer, Michael: Unternehmensstruktur pflegen: Wertekultur als Erfolgsfaktor und zentrale Managementaufgabe. - In: Krankendienst ; Jg. 79, 2006, Nr. 6, S. 161-166. *DZI-0334*

Korn, Stefan: Mobbing in Schulklassen – systematische Schikane. - In: Pro Jugend ; 2006, Nr. 2, S. 4-7. *DZI-2013z*

Kreutz, Daniel: Kritik des Mythos „bedingungsloses Grundeinkommen“. - In: Forum Sozial ; 2006, Nr. 3, S. 41-43. *DZI-0264z*

Lindmeier, Bettina: Soziale Netzwerke: ihre Bedeutung für ein differenziertes Verständnis von Unterstützernetzen in der persönlichen Zukunftsplanung. - In: Geistige Behinderung ; Jg. 45, 2006, Nr. 2, S. 99-111. *DZI-1302z*

Niebuhr, Annkatrin: Integration and labour markets in European border re-

gions. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung; Jg. 39, 2006, Nr. 1, S. 57-76. *DZI-2084z*

Promberger, Markus: Altern und Erwerbsarbeit – zu wenig Ältere in deutschen Betrieben? - In: Arbeit und Beruf; Jg. 57, 2006, Nr. 5, S. 133-136. *DZI-0620*

Schaab, Rita: Wechselspiel: seelsorgliche Kurzkontakte in einer dörflichen Kirchengemeinde. - In: Familiendynamik; Jg. 31, 2006, Nr. 3, S. 266-279. *DZI-2585*

Schumacher, Lutz: Qualität der Bindung von Führungskräften an die AWO – Ergebnisse einer empirischen Erhebung. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit; 2006, Nr. 3, S. 37-44. *DZI-0099*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Althaus, Christel: Kompetenzorientiertes Studium der Sozialen Arbeit: der Esslinger Bachelor-Studiengang. - In: Forum Sozial; 2006, Nr. 3, S. 24a-27. *DZI-0264z*

Knögel, Heike: Zwischen allen Stühlen? Möglichkeiten der Klinikseelsorge aus systemischer Sicht. - In: Familiendynamik; Jg. 31, 2006, Nr. 3, S. 253-265. *DZI-2585*

Kues, Hermann: Der Stellenwert der Sozialentwicklung in den Vereinten Nationen: Die Sozialentwicklungskommission der Vereinten Nationen und die deutsche EU-Präsidentschaft 2007. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge; Jg. 86, 2006, Nr. 6, S. 293-295. *DZI-0044*

Messing, Reinhard: Kurze Wege für Hilfen aus der Not. - In: neue caritas; Jg. 107, 2006, Nr. 13, S. 24-26. *DZI-0015z*

Schneider, Rolf: Schule und Gesundheit: Gesundheitsförderung durch Schulentwicklung. - In: ProjektArbeit; Jg. 5, 2006, Nr. 1, S. 43-44, 53-59. *DZI-3050*

Wiglinghoff, Heike: Ein Leitfaden für den Trägerwechsel. - In: Altenheim; Jg. 45, 2006, Nr. 6, S. 40-42. *DZI-1449*

Wolters, Peter: „Der Spielplatz ist doch für alle Kinder da!“ Kommunale Beteiligungsprojekte in Zusammenarbeit mit der Schule. - In: Sozial extra; Jg. 30, 2006, Nr. 6, S. 33-35. *DZI-2599z*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Huppmann, Simone: Mit der Erfahrung wächst die Skepsis: Einstellungen zu Drogen unter Sozialpädagogen und Sozialarbeitern in der Suchtberatung. - In: Forum Krankenhaussozialarbeit; 2006, Nr. 3, S. 34-36. *DZI-2193z*

Koderisch, Andreas: Heime profitieren von gezielter Ausbildung. - In: Altenheim; Jg. 45, 2006, Nr. 6, S. 16-19. *DZI-1449*

Krannich, Danuta: Einstellungen von Hausärzten zum Thema Frühinterventionen bei Alkoholproblemen. - In: Sucht; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 133-139. *DZI-0964z*

Rader, Barbara: Pflicht oder Kür – gibt es einen sozialpädagogischen Auftrag für SozialarbeiterInnen? - In: Sozialarbeit in Österreich; 2006, Nr. 2, S. 20-21. *DZI-2610z*

Stöcker, Gertrud: Einheitliches System zur Akkreditierung gefordert: Qualität der pflegeberuflichen Ausbildung. - In: Pflege aktuell; Jg. 60, 2006, Nr. 6, S. 316-319. *DZI-1010z*

Zurhorst, Günter: Profil der Sozialberufe bei der Zulassung zur staatlich anerkannten Ausbildung in Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. - In: Klinische Sozialarbeit; Jg. 2, 2006, Nr. 3, S. 10-12. *DZI-3049*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Arnegger, Manuel: Entscheidend ist, was am Ende dabei herauskommt: Situationsanalyse als wissenschaftlich begründete Praxis. - In: Sozial extra; Jg. 30, 2006, Nr. 6, S. 36-39. *DZI-2599z*

Bals, Nadine: Täter-Opfer-Ausgleich – Cui bono? Befunde einer Befragung von Geschädigten und Beschuldigten. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform; Jg. 89, 2006, Nr. 2, S. 131-145. *DZI-0676*

Bogner, Alexander: Wissenschaftskriminalität: der koreanische Klon-Skandal und die Bedeutung der Ethik. - In: Leviathan; Jg. 34, 2006, Nr. 2, S. 270-290. *DZI-2461*

Dreyer, Malu: Rheinland-pfälzisches Bürgergutachten zum „Miteinander der Generationen in einer älter werdenden Gesellschaft“. - In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit; Jg. 37, 2006, Nr. 2, S. 42-54. *DZI-2360*

Richartz-Salzbürger, Elke: Prädiktive Diagnostik bei Chorea Huntington: psychotherapeutische Aspekte der Beratung von Risikopersonen. - In: Psychiatrische Praxis; Jg. 33, 2006, Nr. 5, S. 211-217. *DZI-2574*

Schubert, Maria Theresia: Die Wiener Heilpädagogik als interdisziplinärer Forschungs- und Behandlungsansatz auf Basis des bio-psycho-sozialen Modells. - In: Heilpädagogik; Jg. 49, 2006, Nr. 3, S. 16-22. *DZI-1489*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Fehr, Christoph: Pro und Kontra: Monotherapie – Goldstandard der Psychopharmakabehandlung? - In: Psychiatrische Praxis; Jg. 33, 2006, Nr. 5, S. 207-210. *DZI-2574*

Hoope-Bender, Petra ten: Ohne professionelle Kräfte geht es nicht. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift; 2006, Nr. 7, S. 10-14. *DZI-0608*

Schomerus, Georg: Sozialpsychiatrie und Psychoanalyse – unreife, rempelnde und rivalisierende Geschwister? - In:

Psychiatrische Praxis; Jg. 33, 2006, Nr. 5, S. 233-239. *DZI-2574*

Stöbel-Richter, Yve: Reproduktionsmedizin heute – was können wir erwarten? - In: Familiendynamik; Jg. 31, 2006, Nr. 3, S. 294-315. *DZI-2585*

5.03 Psychologie

Heidenreich, Thomas: Achtsamkeit: ein neuer Ansatz zur Psychotherapie süchtigen Verhaltens. - In: Sucht; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 140-149. *DZI-0964z*

Leuzinger-Bohleber, Marianne: „Depressive müssen sich angenehm fühlen in ihrem Leid“. - In: Psychologie heute; Jg. 33, 2006, Nr. 8, S. 27-31. *DZI-2573*

Morgenthaler, Christoph: Zerbrochene Geschichten: systemische Trauerseelsorge in narrativer Perspektive. - In: Familiendynamik; Jg. 31, 2006, Nr. 3, S. 280-293. *DZI-2585*

Schützwohl, Matthais: Prädiktoren für den psychopathologischen Entlassungsbefund bei akutpsychiatrischer, tagesklinischer und vollstationärer Behandlung. - In: Psychiatrische Praxis; Jg. 33, 2006, Nr. 5, S. 226-232. *DZI-2574*

Watzlawick, Paul: „Mensch, einer von uns beiden ist verrückt!“: Interview mit Prof. Dr. Paul Watzlawick, zu seinem Geburtstag aufgenommen im MRI-Mental Research Institute/Palo Alto, San Francisco, USA. - In: Sozialarbeit in Österreich; 2006, Nr. 2, S. 36-38. *DZI-2610z*

5.04 Erziehungswissenschaft

Bauernschmitt, Mary: Der „Dreiradführerschein“ als Beitrag zur Geschlechterpädagogik. - In: Betrifft Mädchen; Jg. 19, 2006, Nr. 3, S. 124-127. *DZI-3017*

Bollig, Sabine: Geschlechteraspekte als Elemente frühpädagogischen Orientierungswissens? - In: Betrifft Mädchen; Jg. 19, 2006, Nr. 3, S. 105-110. *DZI-3017*

Klüsche, Wilhelm: Bachelor-/Master-Studiengänge – eine Reformchance? - In: Forum Sozial; 2006, Nr. 3, S. 11-15. *DZI-0264z*

Roessner, Veit: Neuropsychologie bei ADHS und Tic-Störungen – eine Follow-up-Untersuchung. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie; Jg. 55, 2006, Nr. 5, S. 314-327. *DZI-0521*

Schmuttermeier, Erwin: Aspergers Spuren in der Heilpädagogik. - In: Heilpädagogik; Jg. 49, 2006, Nr. 3, S. 11-16. *DZI-1489*

Stamm, Margrit: Schulabbrecher oder: Wer bricht denn hier was ab? - In: Unsere Jugend; Jg. 58, 2006, Nr. 7/8, S. 323-332. *DZI-0135*

Tatzer, Ernst: Ist Heilpädagogik Kinderpsychiatrie? - In: Heilpädagogik; Jg. 49, 2006, Nr. 3, S. 24-27. *DZI-1489*

Waninger, Heidemarie: Mobile Familienbildung – erste Ergebnisse eines Beratungsprojekts. - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 43-45. *DZI-0570*

5.05 Soziologie

Boeri, Tito: Eastern enlargement, migration and Euro adoption. - In: Zeitschrift für Arbeitsmarktforschung; Jg. 39, 2006, Nr. 1, S. 143-148. *DZI-2084z*

Fendrich, Sandra: Ist das gerecht? Zur Geschlechterverteilung bei erzieherischen Hilfen. - In: KOMDAT Jugendhilfe; Jg. 9, 2006, Nr. 2, S. 3-4. *DZI-3022*

Fichtner, Jörg: Brauchen wir spezifischere Männerhilfen? - In: Wohnungslos ; Jg. 48, 2006, Nr. 2, S. 60-68. *DZI-1250z*

Noack, Winfried: Inklusion und Exklusion – ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2006, Nr. 3, S. 55-61. *DZI-0099*

Rabe-Kleberg, Ursula: Gender als Bildungsprojekt: Wie Mädchen und Jungen sich die zweigeschlechtliche Welt aneignen. - In: Betrifft Mädchen ; Jg. 19, 2006, Nr. 3, S. 100-104. *DZI-3017*

Reuter, Julia: Postcolonial, gender and science studies als Herausforderung der Soziologie. - In: Soziale Welt ; Jg. 57, 2006, Nr. 2, S. 177-191. *DZI-0169*

Sann, Alexandra: OPSTAPJE – Schritt für Schritt: Ein Programm zur Stärkung von sozial benachteiligten Familien mit Kleinkindern. - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 62-66. *DZI-0570*

Schumann, Kerstin: „Fels und Wasser“: Ein Projekt zur geschlechtsspezifischen Konfliktbewältigung in der Elementarbildung Sachsen-Anhalts. - In: Betrifft Mädchen ; Jg. 19, 2006, Nr. 3, S. 128-130. *DZI-3017*

5.06 Recht

Fesca, Marc: Das Persönliche Budget gemäß § 17 SGB IX – neue Kundenrolle der Menschen mit Behinderungen. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2006, Nr. 3, S. 22-27. *DZI-0099*

Gutknecht, Sebastian: Vom Jugendarbeitsschutz zur medienpädagogischen Fachkraft: Anpassung der Gesetze und Zuständigkeiten an die Bedürfnisse der Gegenwart. - In: AJS-Forum; Jg. 30, 2006, Nr. 1, S. 4-5. *DZI-2710*

Hanesch, Walter: Zusatzjobs als arbeitsmarkt- und sozialpolitisches Instrument der Grundsicherung für Arbeitssuchende: Thesen zur Diskussion. - In: Bayerische Sozialnachrichten ; 2006, Nr. 3, S. 3-7. DZI-0155z*

Höyneck, Theresia: Die Rolle des Opfers im Strafverfahren in Deutschland und Österreich nach den jüngsten opferbezogenen Reformen des Strafverfahrensrechts – Österreich als Modell? - In: Monatsschrift für Kriminologie und Straf-

rechtsreform; Jg. 89, 2006, Nr. 2, S. 88-106. *DZI-0676*

Krebs, Katharina: Alles eine Frage der Zeit: Flexibilisierung und Veränderung von Arbeit gefährden die Familie. - In: Frauenrat ; Jg. 55, 2006, Nr. 3, S. 13-15. *DZI-0504z*

Peters, Karen: Ausgewählte Rechtsprechung zum SGB II: Rechtsprechung zur Deckung atypischer Bedarfe. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge; Jg. 86, 2006, Nr. 6, S. 295-299. *DZI-0044*

Schmitt, Walter: Die posttraumatische Belastungsstörung im sozialen Entschädigungsrecht: Von der unüberprüfaren Tatsachenfeststellung zur berechenbaren Rechtsanwendung. - In: Vierteljahresschrift für Sozialrecht ; 2006, Nr. 1, S. 69-84. *DZI-2536*

Schwabe, Bernd-Günter: Rückzahlung von „Hartz IV“? Die rechtlichen Rahmenbedingungen zur Rückforderung von Leistungen nach dem SGB II. - In: Zeitschrift für das Fürsorgewesen ; Jg. 58, 2006, Nr. 7, S. 145-154. *DZI-0167*

6.00 Theorie der Sozialen Arbeit

Erlemeier, Norbert: Soziale Arbeit und stationäre Altenhilfe. - In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit ; Jg. 37, 2006, Nr. 2, S. 90-103. *DZI-2360*

Hinte, Wolfgang: Sozialraumorientierung und Sozialraumbudgets – ein Plädoyer für begriffliche Klarheit. - In: Sozial extra ; Jg. 30, 2006, Nr. 6, S. 28-31. *DZI-2599z*

Klee, Jürgen: Mit vereinten Kräften: In Frankfurt am Main arbeiten Sozialarbeit und Polizei in der Drogenhilfe Hand in Hand. - In: Forum Krankenhaussozialarbeit ; 2006, Nr. 3, S. 30-33. *DZI-2193z*

Rauchfleisch, Udo: Psychoanalytische Sozialarbeit mit dem bifokalen Behandlungsmodell. - In: Klinische Sozialarbeit ; Jg. 2, 2006, Nr. 3, S. 4-7. *DZI-3049*

Schlabs, Susanne: Die Potenziale biografischer Methoden und Forschung für die Soziale Arbeit: Ressourcen im Handlungsfeld der Schuldnerberatung. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 21, 2006, Nr. 2, S. 39-44. *DZI-2972*

6.01 Methoden der Sozialen Arbeit

Ferel, Martin: Seelsorge als Konstruktion von Biographie. - In: Familiendynamik ; Jg. 31, 2006, Nr. 3, S. 240-252. *DZI-2585*

Grabner, Dagmar: Neue Wege in der Sterbebegleitung in den Pflegeeinrichtungen – das Beispiel der AWO Oberbayern. - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2006, Nr. 3, S. 34-36. *DZI-0099*

Haug, Volker: Die lautlose Schuldnerberatung: kommunikative Kennzeichen einer Online-Schuldnerberatung. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 21, 2006, Nr. 2, S. 44-54. *DZI-2972*

Krahmer, Utz: Schuldnerberatung nach dem SGB XII: Sozialhilfe in Auffangfunktion. - In: Zeitschrift für das Fürsorgewesen; Jg. 58, 2006, Nr. 7, S. 155-158. *DZI-0167*

Looss, Wolfgang: „Ich würde gern weitermachen“: Vom problemorientierten Coaching zur anlassfreien Beratungsarbeit über längere Zeit. - In: Organisationsberatung - Supervision - Coaching ; Jg. 13, 2006, Nr. 2, S. 121-126. *DZI-3036*

Schilling, Matthias: Aktuelle Entwicklungen der Erziehungsbearbeitung. - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 58-61. *DZI-0570*

6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

Bestmann, Stefan: GUT DRAUF in der Jugendarbeit? Gesundheitsorientierte Qualitätsstandards in der offenen Jugendarbeit: Ein Programm der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. - In: ProjektArbeit ; Jg. 5, 2006, Nr. 1, S. 17-31. *DZI-3050*

Biermann, Katrin: Neue Kunden, neue Dienstleistungen. - In: Forum Sozialstation ; Jg. 30, 2006, Nr. 140, S. 40-43. *DZI-2674*

Bode, Ingo: Eine neue „governance of welfare“? Transkultureller Systemwandel am Beispiel der Seniorenvorsorgung in Deutschland, England und Quebec. - In: Zeitschrift für Sozialreform ; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 181-200. *DZI-0179*

Buskotte, Andrea: Elternarbeit: Was Eltern von der Schule erwarten und was Schulen Eltern bieten können. - In: Pro Jugend ; 2006, Nr. 2, S. 17-20. *DZI-2013z*

Konstantinidis, Elena: Offene Jugendarbeit und Prävention – immer noch oder schon wieder ein Thema? - In: Suchtmagazin ; Jg. 32, 2006, Nr. 3, S. 14-17. *DZI-3040*

Kruse, Andreas: Alter zwischen Verletzlichkeit und Wachstum: Die Notwendigkeit differenzierter Altersbilder in der Altenhilfe erkennen. - In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit; Jg. 37, 2006, Nr. 2, S. 4-18. *DZI-2360*

Küfner, Sigrid: Hilfe bei der Arbeitslogistik. - In: Pflege aktuell ; Jg. 60, 2006, Nr. 6, S. 328-331. *DZI-1010z*

Lang, Dieter: Mängel bei Heimverträgen. - In: neue caritas ; Jg. 107, 2006, Nr. 12, S. 20-22. *DZI-0015z*

Walter, Melitta: „Warst du auch mal ein Mädchen?“ Mädchenarbeit und geschlechtergerechte Pädagogik in Kindertagesstätten. - In: Betrifft Mädchen ; Jg. 19, 2006, Nr. 3, S. 119-123. *DZI-3017*

6.03 Rechtsmaßnahmen / Verwaltungsmaßnahmen

Wacker, Bernd: Auslandsadoption – ein Blick hinter die Kulissen. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2006, Nr. 7, S. 68-70. *DZI-0608*

6.04 Jugendhilfe

Budde, Wolfgang: Chancen und Risiken eines Sozialraumbudgets. - In: Sozial extra ; Jg. 30, 2006, Nr. 6, S. 9-13. *DZI-2599z*

Gangloff, Tillmann P.: Wenn Kinder sich zu Tode fürchten: Kritik an der Altersfreigabe fürs Kino: selbst Sechsjährige können schon in Filme ab zwölf. - In: AJS-Forum ; Jg. 30, 2006, Nr. 1, S. 2. *DZI-2710*

Nees, Wilhelm: Betreutes Wohnen Daheim. - In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit ; Jg. 37, 2006, Nr. 2, S. 32-40. *DZI-2360*

Nüsken, Dirk: Wirkungsorientierte Jugendhilfe. - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 47-48. *DZI-0570*

Schlüter, Andrea: Gesundheit beginnt im Kopf – Gesundheit in der Jugendbildung: ein Projekt des Landesjugendring Baden-Württemberg. - In: ProjektArbeit ; Jg. 5, 2006, Nr. 1, S. 39-41. *DZI-3050*

6.05 Gesundheitshilfe

Guóth-Gumberger, Márta: Beim Brusternährungset beraten: Teil 1. - In: Deutsche Hebammen-Zeitschrift ; 2006, Nr. 7, S. 52-56. *DZI-0608*

Hemme, Andreas: Gesundheitsförderung und Prävention in sozialen Brennpunkten. - In: Suchtmagazin ; Jg. 32, 2006, Nr. 3, S. 3-9. *DZI-3040*

Hermann, C.: Managementgesellschaft organisiert Integrierte Versorgung einer definierten Population auf Basis eines Einsparcontractings. - In: Gesundheits- und Sozialpolitik ; Jg. 60, 2006, Nr. 5/6, S. 11-29. *DZI-0079z*

Rave-Schwank, Maria: Geheimhalten und Offenbaren – Umgang mit dem Makel seelischer Krankheit. - In: Psychiatrische Praxis ; Jg. 33, 2006, Nr. 5, S. 245-247. *DZI-2574*

Scheftschick, Axel: Integrierende Gesundheitsförderung aus freizeitwissenschaftlicher Sicht. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 21, 2006, Nr. 2, S. 54-61. *DZI-2972*

6.06 Wirtschaftliche Hilfe

Armbrorst, Christian: Leben auf Pump: Darlehen im SGB II. - In: Informationen zum Arbeitslosenrecht und Sozialhilferecht ; Jg. 24, 2006, Nr. 2, S. 58-61. *DZI-2907*

Martens, Rudolf: Neue Regelsatzberechnung 2006: Zu den Vorschlägen des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes und der Bundesregierung. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 55, 2006, Nr. 6, S. 182-194. *DZI-0524*

Schäfer, Wolfgang: Weiterentwicklung der Eingliederungshilfe unter fachlichen und finanziellen Aspekten. - In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge ; Jg. 86, 2006, Nr. 6, S. 300-301. *DZI-0044*

Wunder, Annett: Sind Kürzungen des Arbeitslosengeldes II um bis zu 100 Prozent verfassungswidrig? SGB-II-Fortentwicklungsgesetz verschärft die Sanktionen. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 55, 2006, Nr. 6, S. 195-199. *DZI-0524*

7.01 Kinder

Braun, Gisela: Selbstsicherheitstrainings für Mädchen und Jungen gegen sexuelle Übergriffe. - In: AJS-Forum ; Jg. 30, 2006, Nr. 1, S. 7-10. *DZI-2710*

Brüning, Sandra: „Das einzig Zuverlässige ist die Unzuverlässigkeit“: Kinder aus suchtbelasteten Familien als Zielgruppe in der Suchtprävention. - In: Forum Krankenhaussozialarbeit ; 2006, Nr. 3, S. 38-40. *DZI-2193z*

Desman, Christiane: Verhaltenshemmung und Emotionsregulation in einer Go-/No-Go-Aufgabe bei Jungen mit ADHS. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 55, 2006, Nr. 5, S. 328-349. *DZI-0521*

Rohrmann, Tim: „Arme Jungs?“ Warum genderbewusste Pädagogik beide Geschlechter in den Blick nehmen muss. - In: Betrifft Mädchen ; Jg. 19, 2006, Nr. 3, S. 115-118. *DZI-3017*

Schüler-Brandenburger, Rolf: Stationäre Einrichtungen aus Sicht der Kinder und Jugendlichen. - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 7/8, S. 333-340. *DZI-0135*

Schütter, Silke: Die neue nationale Kinderdatenbank in England: die „Super Nanny“ der Nation? - In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit ; 2006, Nr. 3, S. 62-69. *DZI-0099*

Spiekermann, Carola: „... sonst bist du nicht mehr meine beste Freundin!“ Die verborgene Aggressionskultur zwischen Mädchen. - In: Pro Jugend ; 2006, Nr. 2, S. 8-12. *DZI-2013z*

Woll, Alexander: Wie fit sind unsere Kinder? Beispielhafte Projekte für aktivere und gesündere Kinder. - In: ProjektArbeit ; Jg. 5, 2006, Nr. 1, S. 61-63. *DZI-3050*

7.02 Jugendliche

Berger, Manfred: Bravo: 50 Jahre Pubertäterotik und Teenie-Pop. - In: Unsere Jugend ; Jg. 58, 2006, Nr. 7/8, S. 341-344. *DZI-0135*

Braun, Andrea: „finanziell fit“ – ein Angebot der sekundären Überschuldungsprävention für erwerbslose Jugendliche. - In: BAG-SB-Informationen ; Jg. 21, 2006, Nr. 2, S. 78-80. *DZI-2972*

Vogt, Angelika: Mehr als Abbeißen, Kauen und Hinunterschlucken: Wie gesunde Ernährung zum Thema für Jugend-

liche wird. - In: ProjektArbeit ; Jg. 5, 2006, Nr. 1, S. 65-69. *DZI-3050*

7.03 Frauen

Hablützel, Susanne: FemmesTISCHE: mehr Selbstvertrauen und neue Handlungsmöglichkeiten. - In: Suchtmagazin ; Jg. 32, 2006, Nr. 3, S. 18-20. *DZI-3040*

Herrmann, Anne: Heroinabhängige Frauen im Freistaat Sachsen der BRD. - In: Suchtmagazin ; Jg. 32, 2006, Nr. 3, S. 21-26. *DZI-3040*

Zehetbauer, Susanne: Da muss frau was tun! Leidenschaft für Politik. - In: KDFB Engländer ; 2006, Nr. 7, S. 8-10. *DZI-0503z*

7.04 Ehe/Familie/ Partnerbeziehung

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Transnationale Heiratsmuster und transnationale Heiratsstrategien: ein Erklärungsansatz zur Partnerwahl von Migranten. - In: Soziale Welt ; Jg. 57, 2006, Nr. 2, S. 111-129. *DZI-0169*

Grimm, Katrin: Kompetenztraining für Eltern sozial auffälliger und aufmerksamkeitsgestörter Kinder (KES). - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 55, 2006, Nr. 5, S. 363-383. *DZI-0521*

Groenendijk, Kees: Familienzusammenführung als Recht nach Gemeinschaftsrecht. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 26, 2006, Nr. 5/6, S. 191-198. *DZI-2682*

Nungeßer, Karin: Wie wollen wir leben? Nirgendwo spiegeln sich gesellschaftliche Konfliktlagen deutlicher als in der Familie. - In: Frauenart ; Jg. 55, 2006, Nr. 3, S. 6-9. *DZI-0504z*

Wenner, Ulrich: Verfassungsrechtlich problematische Regelungen für eheähnliche Gemeinschaften und Stiefeltern. - In: Soziale Sicherheit ; Jg. 55, 2006, Nr. 5, S. 146-152. *DZI-0524*

7.05 Ausländer/Aussiedler

Büttel, Karl-Heinz: Ausweg aus einem Sündenbockprozess: Mobbing und Konfliktbewältigung im Kontext mit Migrantenjugendlichen. - In: Pro Jugend ; 2006, Nr. 2, S. 13-16. *DZI-2013z*

Feldgen, Dagmar: Das neue Ausländerbeschäftigungsrecht – Zugang zum Arbeitsmarkt für Drittstaatsangehörige. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik ; Jg. 26, 2006, Nr. 5/6, S. 168-184. *DZI-2682*

Koch, Ute: Illegal leben in Deutschland. - In: neue caritas ; Jg. 107, 2006, Nr. 12, S. 10-13. *DZI-0015z*

Peter, Erich: Behandlung unbegleiteter und von ihren Eltern getrennter Kinder außerhalb ihres Herkunftslandes – Stärkung der Kinderrechte durch den General Comment Nr. 6? - In: Forum Jugendhilfe ; 2006, Nr. 2, S. 25-29. *DZI-0570*

Süzen, Talibe: Migrantenkinder in den erzieherischen Hilfen – eine erste Einordnung. - In: Forum Jugendhilfe; 2006, Nr. 2, S. 14-18. *DZI-0570*

Zeman, Peter: Kultursensible Altenhilfe und „nachholende“ Integration: Zur Lebenssituation älterer Migrantinnen und Migranten. - In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit; Jg. 37, 2006, Nr. 2, S. 78-89. *DZI-2360*

7.06 Arbeitslose

Winkler, Ute: Die verschleierte Leistungskürzung: Arbeitslosengeld bei beruflicher Weiterbildung. - In: Information zum Arbeitslosenrecht und Sozialhilferecht; Jg. 24, 2006, Nr. 2, S. 65-68. *DZI-2907*

7.07 Straffällige / Straftentlassene

Bammann, Kai: Kunst und Kunsttherapie im Strafvollzug. - In: Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe; Jg. 55, 2006, Nr. 3, S. 150-154. *DZI-0311*

Boers, Klaus: Jugendkriminalität – keine Zunahme im Dunkelfeld, kaum Unterschiede zwischen Einheimischen und Migranten. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform; Jg. 89, 2006, Nr. 2, S. 63-87. *DZI-0676*

Dünkel, Frieder: Strafvollzug als Ländersache? Der „Wettbewerb der Schabigheit“ ist schon im Gange! - In: Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe; Jg. 55, 2006, Nr. 3, S. 145-149. *DZI-0311*

Windzio, Michael: Die kriminelle Gesellschaft als mediale Konstruktion? Mediennutzung, Kriminalitätswahrnehmung und Einstellung zum Strafen. - In: Soziale Welt; Jg. 57, 2006, Nr. 2, S. 193-215. *DZI-0169*

7.08 Weitere Zielgruppen

Halas, Helmut: Konzeptionelle Überlegungen einer stationären Hilfe für ältere Wohnungslose in Herzogsägmühle. - In: Wohnungslos; Jg. 48, 2006, Nr. 2, S. 58-60. *DZI-1250z*

Längle, Gerhard: Versorgung obdachloser und wohnungsloser psychisch kranker Männer in der Kommune – eine kontrollierte Interventionsstudie. - In: Psychiatrische Praxis; Jg. 33, 2006, Nr. 5, S. 218-225. *DZI-2574*

7.10 Behinderte / kranke Menschen

Bücheler, Heike: „Damit ich endlich unterschreiben kann...“: Lesen- und Schreiben-Kurse für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung. - In: Geistige Behinderung; Jg. 45, 2006, Nr. 2, S. 136-144. *DZI-1302z*

Ganß, Michael: In den Farben badend – Demenz Art. - In: Pflege aktuell; Jg. 60, 2006, Nr. 6, S. 336-341. *DZI-1010z*

Griesehop, Hedwig Rosa: Leben mit Multipler Sklerose: Zur Bedeutung eines biografieanalytischen Fallansatzes in der Sozialen Arbeit. - In: Sozial extra; Jg. 30, 2006, Nr. 6, S. 40-43. *DZI-2599z*

Hippler, Kathrin: Aspergers Forschungen zum Autismus – ein Update aus heutiger Sicht. - In: Heilpädagogik; Jg. 49, 2006, Nr. 3, S. 28-37. *DZI-1489*

Klein, Jörn: Du sollst Vater und Mutter ehren! - In: Forum Sozialstation; Jg. 30, 2006, Nr. 140, S. 22-23. *DZI-2674*

Klie, Thomas: Pflege in geteilter Verantwortung – die paradigmatische Bedeutung von Wohngruppen. - In: Die Ersatzkasse; Jg. 86, 2006, Nr. 4, S. 140-143. *DZI-0199*

Riesner, Christine: Beziehung gestalten: Eine Evaluationsstudie zur Implementierung personenzentrierter Pflege im stationären Bereich. - In: Altenpflege; Jg. 31, 2006, Nr. 6, S. 35-38. *DZI-2594*

Schäfer, Ulrike: Selbsthilfe, Therapieformen und Umgangsmöglichkeiten für Angehörige bei der Borderline-Störung. - In: Klinische Sozialarbeit; Jg. 2, 2006, Nr. 3, S. 7-10. *DZI-3049*

Schmäing, Paul: Wohnen im Alter und bei Pflegebedürftigkeit – Wohngemeinschaften als Alternative. - In: Die Ersatzkasse; Jg. 86, 2006, Nr. 4, S. 144-147. *DZI-0199*

Wenner, Ulrich: Kassen müssen jetzt bei Schwerstkranken auch für nicht anerkannte Behandlungsverfahren aufkommen: Das BSG orientierte sich nun erstmals am Karlsruher Urteil. - In: Soziale Sicherheit; Jg. 55, 2006, Nr. 5, S. 174-179. *DZI-0524*

7.11 Abhängige/Süchtige

Hüllinghorst, Rolf: Mit wachsamem Blick: Wird Suchtmittelkonsum frühzeitig erkannt, sind die Heilungschancen gut – Mitarbeiter im Gesundheitswesen sind hierbei besonders gefordert. - In: Forum Krankenhaussozialarbeit; 2006, Nr. 3, S. 6-8. *DZI-2193z*

Intrau, Michael: Die Versorgung pflegebedürftiger alkoholkranker Menschen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten in der stationären Altenhilfe. - In: Wohnungslos; Jg. 48, 2006, Nr. 2, S. 45-50. *DZI-1250z*

Kremer, Georg: Kosten-Effektivitätsberechnungen von Alkohol-Entzugsbehandlungen: kritische Anmerkungen. - In: Sucht; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 112-120. *DZI-0964z*

Thomasius, Rainer: Cannabiskonsum und -missbrauch – Deutschlands Suchtproblem Nr. 3 bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. - In: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform; Jg. 89, 2006, Nr. 2, S. 107-130. *DZI-0676*

Uhl, Alfred: Darstellung und kritische Analyse von Kostenberechnungen im

Bereich des Substanzmissbrauchs. - In: Sucht; Jg. 52, 2006, Nr. 2, S. 121-132. *DZI-0964z*

Weizmann, Georg: Raucherverhalten und Entwöhnung im Berufsbildungswerk Dürrlauingen. - In: Berufliche Rehabilitation; Jg. 20, 2006, Nr. 2, S. 64-89. *DZI-2967*

7.13 Alte Menschen

Großjohann, Klaus: Wohnen im Alter – bedarfsgerechte Wohnmodelle auch für ältere Menschen mit Hilfe- und Pflegebedarf. - In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit; Jg. 37, 2006, Nr. 2, S. 56-66. *DZI-2360*

Neubacher, Ursula: Senioren auf der Straße. - In: Wohnungslos; Jg. 48, 2006, Nr. 2, S. 56-57. *DZI-1250z*

Rychter, Alexander: „Wohngruppen bieten ein interessantes Potenzial“. - In: Forum Sozialstation; Jg. 30, 2006, Nr. 140, S. 12. *DZI-2674*

Vossman, Ulrich: Sucht im Alter: Hintergründe, Motivationsarbeit, Behandlungsansätze. - In: Forum Krankenhaussozialarbeit; 2006, Nr. 3, S. 18-20. *DZI-2193z*

8.02 Länder / Gebietsbezeichnungen

Jall, Hubert: Soziale Arbeit „in between“: Erfahrungen und Grenzsituationen Sozialer Arbeit auf den Philippinen. - In: Forum Sozial; 2006, Nr. 3, S. 33-36. *DZI-0264z*

Meding, Victoria von: EU respektiert Besonderheit der sozialen Dienstleistungen. - In: neue caritas; Jg. 107, 2006, Nr. 11, S. 18-22. *DZI-0015z*

Thym, Daniel: Britische Einwanderungs- und Asylpolitik: Angelsächsische Impulse für die gemeineuropäische Rechtsentwicklung. - In: ZAR - Zeitschrift für Ausländerrecht und Ausländerpolitik; Jg. 26, 2006, Nr. 5/6, S. 184-191. *DZI-2682*

Windheuser, Jochen: Litauen - Lietuva. - In: Sozial extra; Jg. 30, 2006, Nr. 6, S. 26-27. *DZI-2599z*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen: Tel.: 030/ 83 90 01-13, Fax: 030/831 47 50 E-Mail: bibliothek@dzi.de

Handbuch Kinder und häusliche Gewalt. Hrsg. Barbara Kavemanan und Ulrike Kreyszig. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2006, 475 S., EUR 39,90 *DZI-D-7577*

Dass Kinder von häuslicher Gewalt zwischen ihren Eltern mitbetroffen sind, dass sie unter dieser Situation massiv leiden und Schaden nehmen, ist kein neues Thema. Um die Unterstützungspraxis im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe zu optimieren, die Ängste und Ambivalenzen der betroffenen Mädchen und Jungen zu verstehen, ihnen geeignete Angebote zu machen, bedarf es fundierten Fachwissens. Solches wird in diesem Handbuch in einem interdisziplinären Zugang zusammengefasst. Fachkräfte aus den Bereichen Soziale Arbeit, Polizei, Justiz, Therapie und Politik erhalten Einblick in vielfältige Fachfragen und Praxisobjekte. Gleichzeitig wird eine Informationsbasis geschaffen, auf deren Grundlage die Bereitschaft zur institutionellen Kooperation im Sinne eines gelingenden Kinderschutzes gestärkt werden kann.

Social Insurance for Health. The Role of Health Promotion and Prevention within Social Insurance in Europe. Hrsg. Oskar Meggeneder und andere. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2006, 160 S., EUR 19,80 *DZI-D-7529*

Gesundheitsförderung und Prävention sind vergleichsweise junge Handlungsfelder für Sozialversicherungen und andere Akteure der sozialen Sicherheit. Angesichts des wirtschaftlichen und sozialen Wandels und der mit ihm entstandenen neuen Risikolagen wird Gesundheitsförderung und Prävention künftig ein prioritäres Handlungsfeld der Sozialversicherungen bilden. Am Beispiel der Sozialversicherungssysteme in Deutschland, Finnland, Österreich, Polen und Schweden wird gezeigt, welche Handlungsoptionen in diesen Ländern entwickelt wurden, um einerseits auf die in allen Ländern gleichen Herausforderungen (knapp werdende Budgets bei gleichzeitig kostentreibendem medizinischen Fortschritt) angemessen zu reagieren und andererseits die Gesundheitsförderung und Prävention voranzutreiben.

Soziale Arbeit zwischen Aufbau und Abbau. Transformationsprozesse im Osten Deutschlands und die Kinder- und Jugendhilfe. Von Birgit Bütow und anderen. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2006, 248 S., EUR 29,90 *DZI-D-7578*

Seit Mitte der 1990er-Jahre ist die Euphorie blühender Landschaften und nachholender Modernisierung in Bezug auf die neuen Bundesländer der Einsicht gewichen, dass auf lange Zeit von einer spezifischen Entwicklung des Ostens ausgegangen werden muss. Der Band betrachtet die Transformationsprozesse in der Sozialen Arbeit in Ostdeutschland, bezieht die Entwicklungen der Lebenswelten von Kindern, Jugendlichen und Familien auf die Jugendhilfe, auf Selbstorganisationspotenziale und andere Initiativen und diskutiert die Professionalisierungsprozesse in den Arbeitsfeldern und Hochschulen.

Grundkurs Familienrecht für die Soziale Arbeit. Von Reinhard J. Wabnitz. Ernst Reinhardt Verlag. München 2006, 196 S., EUR 14,90 *DZI-D-7623*

Familienrecht gehört zu den Kernfächern der Ausbildung von Studierenden an den Fachbereichen für Soziale Arbeit, Sozialpädagogik beziehungsweise Sozialwesen an Fachhochschulen und Universitäten in Deutschland. Zumeist ist bereits im Grundstudium eine entsprechende Lehrveranstaltung zu besuchen und mit einer Klausur abzuschließen. Um die komplexe Rechtsmaterie zu erleichtern, verfasste der Autor diesen Grundkurs, der aus Lehrveranstaltungen an der Fachhochschule Wiesbaden hervorgegangen ist. In 13 Kapiteln wird das für die Soziale Arbeit erforderliche Basiswissen systematisch, einprägsam und zugleich auf die Zielgruppe zugeschnitten formuliert. Im Mittelpunkt der Darstellung stehen Übersichten und Tabellen über das „Wichtigste“ für eine Klausur, ergänzt um Erläuterungen und Fallbeispiele.

Von der Fürsorge in die Soziale Arbeit. Fallstudie zum Berufswandel in Ostdeutschland. Von Monika Müller. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2006, 359 S., EUR 36,– *DZI-D-7624*

Diese qualitative Studie befasst sich mit Berufsverläufen und Handlungsorientierungen in der Sozialen Arbeit in zwei Gesellschaftsformationen. Der radikale gesellschaftliche Umbruch in Ostdeutschland forderte die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in den neuen Bundesländern, die in der DDR in der Fürsorge tätig waren, in besonderer Weise heraus. Die Institutionalisierung des westdeutschen Modells beruflicher Sozialer Arbeit war für die Berufsberechtigten mit Lernprozessen und umfangreichen berufsbiographischen Um- und Einstellungsleistungen verbunden. In dieser Studie werden berufliche und biographische Grundlagen einer individuellen und kollektiven Neufindung im Transformationsprozess aufgezeigt.

Bindung und Trauma – Konsequenzen in der Arbeit für Pflegekinder. Tagungsdokumentation. Hrsg. Stiftung zum Wohl des Pflegekinds. Schulz-Kirchner Verlag. Idstein 2006, 103 S., EUR 9,80 *DZI-D-7625*

Mit der hier dokumentierten Fachtagung griff die Herausgeberin erneut die Thematik der traumatischen Erfahrungen in der Kindheit auf. Dieses Mal sollte notwendiges Grundlagenwissen erweitert und vertieft werden, vor allem, um dieses Wissen noch stärker auf die Interventions-ebenen zu beziehen: Grundlagen der Bindungs- und Traumaforschung sollten auf die Handlungsebenen der Begutachtung und der Therapie einerseits und der behördlichen und justiziellen Entscheidungssituationen andererseits bezogen werden. So werden in den abgedruckten Vorträgen unter anderem wesentliche Aspekte der Bindungstheorie auf die Kontexte von Pflegekindschaft und Adoption aufgezeigt, es wird dargestellt, wie die Pflegekindschaft im Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches verankert wurde, und es werden die Aufgaben der Jugendhilfe bei der Ausgestaltung von Pflegekindschaftsverhältnissen vorgestellt.

Edith Jacobson. Sie selbst und die Welt ihrer Objekte. Leben, Werk, Erinnerungen. Hrsg. Ulrike May und Elke Mühlleitner. Psychozial-Verlag. Gießen 2005, 447 S., EUR 38,– *DZI-D-7637*

Edith Jacobssohn oder Jacobson (1897-1978), wie sie sich später nannte, war eine der bedeutendsten Psychoanalytikerinnen des zwanzigsten Jahrhunderts. In ihrem Leben und Werk verbinden sich die Freudsche Psychoanalyse der Berliner 1920er- und 1930er-Jahre mit der New Yorker Tradition nach dem Zweiten Weltkrieg. Bekannt wurde Jacobson vornehmlich durch ihre Arbeit mit schwer gestörten und depressiven Patientinnen und Patienten. Nach ihrer ärztlichen und psychoanalytischen Ausbildung in der Weimarer Republik engagierte sich Edith Jacobson in den 1930er-Jahren im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. 1935 wurde sie verhaftet, des Hochverrats angeklagt, verurteilt und ins Gefängnis gebracht. 1938 gelang ihr eine spektakuläre Flucht über Prag nach Amerika. Dort wurde sie Mitglied sowie Lehranalytikerin und war Mitte der 1950er-Jahre Vorsitzende einer psychoanalytischen Vereinigung. Sie veröffentlichte „Das Selbst und die Welt der Objekte“ sowie zahlreiche weitere Publikationen. Das vorliegende Buch enthält biographische und theoriegeschichtliche Untersuchungen, die sich zum Teil auf bislang unveröffentlichte Archivalien sowie persönliche Erinnerungen von Analysanden, Kolleginnen und Kollegen Jacobsons stützen. Außerdem werden Gedichte, Briefe und autobiographische Texte von Edith Jacobson sowie Aufzeichnungen aus der Untersuchungshaft in Berlin-Moabit abgedruckt.

Frauen gestalten Diakonie. Band 2: Vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. Adelheid M. von Hauff. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2006, 567 S., EUR 29,80 *DZI-D-7638*

Diakonie als Dienst der praktischen Nächstenliebe wie auch als Dienst am Wort hat im Laufe der Jahrhunderte einen starken Wandel erfahren. Das wird aus den in diesem Band versammelten unterschiedlichen 35 Lebensbildern deutlich, die im Kontext der jeweiligen Zeit die Lebensgeschichte und das Wirken der Protagonistinnen beschreiben. Die Autorinnen und Autoren fragen nach den religiösen, kirchlichen und sozialpolitischen Bedingungen, unter denen die Diakonie gestaltenden Frauen in einer von Männern dominierten Lebens- und Berufswelt agierten. Auch wenn sich diese Frauen dem Frauenbild ihrer Zeit verpflichtet sahen, gingen sie im Dienst am Not leidenden Nächsten den als richtig erkannten Weg. Eröffnet wird der Band mit einem Beitrag, in dem die Frauen- und die Diakoniegeschichte in einen Zusammenhang gebracht werden.

Beltz Handwörterbuch für Erzieherinnen und Erzieher. Hrsg. Raimund Pousset. Beltz Verlag Weinheim und Basel 2006, 511 S., EUR 39,90 *DZI-D-7639*

Der Beltz Verlag legt mit diesem Handwörterbuch ein aktuelles Kompendium des pädagogischen Wissens vor, das auf die verantwortungsvolle Tätigkeit von Erzieherinnen und Erziehern in ihren vielfältigen Arbeitsfeldern von der Krippe bis zum Kinderheim abzielt. Welche Formen der Angst gibt es? Was unterscheidet die Freinet-Pädagogik von der Reggio-Pädagogik? Was ist eine Konzeption und wie entwickelt man sie? Über Fragen dieser Art zerbrechen sich nicht nur angehende erzieherische Fachkräfte den Kopf. Auch solche, die schon seit Jahren in der Praxis stehen, haben nicht immer alle Antworten parat. In einem Autorenteam haben sich 84 in ihren Spezialgebieten erfahrene Fachleute aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zusammengefunden, die insgesamt 163 Stichwortartikel

von „abweichendem Verhalten“ bis „Zwillinge“ verfassten. Jeder Artikel schließt mit Literaturhinweisen und Kontaktadressen ab.

Vom Reichsbund zum Sozialverband Deutschland.

Teil I: 1917-1933. Von Wolfgang Falk. Selbstverlag Sozialverband Deutschland/Bundesverband. Berlin 245 S. + Anhang EUR 7,- *DZI-D-7640*

Diese Chronik beschreibt – angereichert mit zahlreichen historischen Zitaten und Bildern – die spannenden Anfangsjahre des heutigen Sozialverbands Deutschland (SoVD). Ausgangspunkt der Gründung des Verbandes war die große Not der Kriegsbeschädigten und -witwen des Ersten Weltkrieges. Sie zu lindern war Hauptanliegen der Gründungsväter um den Juristen und „Vorwärts“-Redakteur Erich Kuttner und insofern besonders wichtig, als es damals nur eine völlig unzureichende staatliche Kriegsofferversorgung gab. Mit seinen Motiven grenzte sich der neue Verband scharf gegen die damals verbreiteten Kriegervereine mit ihrer monarchistischen und vaterländischen Tradition ab. Dieser erste von insgesamt drei konzipierten Bänden der Vereinschronik umfasst die Zeit von 1917 bis 1933, im zweiten Band wird die Zeit von der Wiedergründung 1946 bis zur deutschen Vereinigung 1990 beschrieben, während sich der dritte Band der jüngsten Periode der Verbandsgeschichte widmen wird. Die Angaben über Ereignisse fußen in erster Linie auf Sekundärquellen, auf Verbandszeitschriften und Geschäftsberichten. Leserinnen und Leser, die sich mit der Geschichte intensiver beschäftigen wollen, können die Quellensammlung auf CD-ROM beziehen. Bezugsadresse: SoVD, Stralauer Straße 63, 10179 Berlin

Verantwortung in der Zivilgesellschaft. Zur Konjunktur eines widersprüchlichen Prinzips. Hrsg. Ludger Heidbrink und Alfred Hirsch. Campus Verlag. Frankfurt am Main 2006, 419 S., EUR 34,90 *DZI-D-7641*

Von Verantwortung, besonders Eigenverantwortung, wird derzeit viel gesprochen. Im Zuge der notwendigen gesellschaftlichen Reformen wird von den Bürgerinnen und Bürgern erwartet, sich ebenso um das Gemeinwohl wie um die eigene Existenzsicherung zu kümmern. Dieser Band geht den Widersprüchen der „Verantwortungsgesellschaft“ nach, die den einzelnen Menschen viel Entscheidungsspielraum lässt, ihnen aber zugleich immer schwerere Lasten auferlegt, die zu neuen Ungerechtigkeiten und Überforderungen führen.

Immer radikal. Von Cap Anamur bis zu den Grünhelmen. Orientierungsschnitten ins verminten Gelände. Von Rupert Neudeck. LIT Verlag Münster. Münster 2005, 213 S., EUR 20,90 *DZI-D-9711*

Im August 1979 lichtete das Schiff Cap Anamur im japanischen Hafen Kobe die Anker. Von diesem Schiff und diesem Datum, so deutet es der „Vater“ der Cap Anamur Rupert Neudeck heute, ging etwas Neues aus: die Ära der durch nichts einzuschüchternden Rettungsaktionen. Bis heute versucht der Autor Menschen in Deutschland für solche Aktionen zu Wasser, zu Lande und in der Luft zu gewinnen. Mit Grünhelme e.V. sucht Rupert Neudeck seit 2003 junge und alte Baufachleute, Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Elektriker, Krankenschwestern, Ärztinnen und Ärzte die bereit sind, für drei Monate in Krisengebiete zu gehen.

Brückenschläge. Neue Partnerschaften zwischen institutioneller Erwachsenenbildung und bürgerschaftlichem Engagement. Hrsg. Hermann Voesgen. W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2006, 383 S., EUR 34,90 *DZI-D-7642*

Wie lassen sich zivilgesellschaftliches Engagement und lebenslanges Lernen produktiv miteinander verknüpfen? Was können neue Instrumente der Erwachsenenbildung für Lernprozesse in der Bürgergesellschaft sein? Mit diesen Fragen beschäftigt sich dieser Band, in dessen erstem Teil der perspektivische Ansatz der „Brückenschläge“ zwischen Erwachsenenbildung und Bürgerengagement vorgestellt wird. Im zweiten Teil präsentieren die Mitarbeitenden des Projektes „lern-netzwerk Bürgerkompetenz“ Instrumente und Verfahren der Erwachsenenbildungspraxis für bürgerschaftliches Lernen zu vier Themenfeldern: Vereinbarkeit von Kindererziehung und Erwerbsarbeit, Migranten in der Bürgergesellschaft, Miteinander der Generationen und Bevölkerungsrückgang. Der Sammelband zeigt auf, welche Herausforderungen sich aus einer neuen Partnerschaft zwischen Ehrenamt und institutioneller Erwachsenenbildung ergeben und richtet sich an Engagierte und Lehrende sowie an Vertretende aus Politik und Verwaltung.

Selbstwert und Sozialhilfe. Einfluss von wirtschaftlicher Sozialhilfe auf das Selbstwertgefühl. Von Madeleine Kocher Hofer und Monika Wassmann. Verlag Edition Soziothek. Bern 2006, 106 S., EUR 19,70 *DZI-D-7643*

Der Bezug von Sozialhilfe bedroht das Selbstwertgefühl eines Menschen. Viele Betroffene versuchen ihre finanzielle Situation selber zu bereinigen und scheitern daran. Der

Gang auf das Sozialamt ist demzufolge für die meisten von ihnen mit Scham und dem Gefühl des Versagens verbunden. Das führt zu Resignation und dem Verlust des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten. Wie Menschen über sich denken, hat Auswirkungen auf ihre Lebenseinstellung, auf ihr Fühlen und Handeln. Das führt zur Frage, was es in der beraterischen Praxis braucht, damit Sozialhilfebezieherinnen und -bezieher sich selber positiv wahrnehmen, sich etwas zutrauen und dies auch aktiv umsetzen können.

Gewaltprävention in Kindertageseinrichtungen. Strategien zur Vorbeugung von sexualisierter Gewalt. Von Angela May. Hrsg. Stiftung Hänsel+Gretel. Verlag Wolters Kluwer Deutschland, Niederlassung Kronach. Kronach 2005, 85 S., EUR 13,50 *DZI-D-7657*

Gewalt gegen Kinder ist ein aktuelles und sehr problematisches Thema. Auch Kindertageseinrichtungen werden mit dieser Thematik konfrontiert und müssen sich damit auseinandersetzen. Die Autorin klärt mit Hintergrundinformationen über Zusammenhänge auf und stellt konkrete Möglichkeiten einer vorbeugenden Arbeit in der Kindertagesstätte vor. Damit leistet die Broschüre einen Beitrag zur Prävention von sexuellem Missbrauch an Kindern.

Helfen „Super Nanny“ und Co? Ratlose Eltern – Herausforderung für die Elternbildung. Hrsg. Klaus Wahl und Katja Hees. Beltz Verlag. Weinheim und Basel 2006, 166 S., EUR 17,90 *DZI-D-7667*

Ist die Art von Elternbildung, die die „Super Nanny“ praktiziert, sinnvoll oder liefert sie hilflose Familien dem Voy-

Anzeige Bank

eurismus aus? Immerhin: Die Sendungen rücken die Frage ins Zentrum, wie kompetent Eltern für die Erziehung ihrer Kinder heute sind. Autorinnen und Autoren analysieren in diesem Band auf wissenschaftlicher Basis, wie heute in Familien erzogen wird. Sie bewerten die Vorgehensweise der „Super Nanny“ und ihre mediale Inszenierung. Sie zeigen auch, aus welchen „Zutaten“ eine gelingende Erziehung entsteht. Das Buch liefert Grundlagen für die Modernisierung von Elternbildung und -beratung. Es informiert über die Bereiche, in denen sich Eltern heute Hilfe wünschen und beschreibt neue Bildungsprogramme und Beratungsangebote. Es zeigt, wie sich die traditionelle Familienbildungslandschaft verändern muss, um den Bedürfnissen heutiger Familien zu entsprechen, speziell Familien mit besonderen Belastungen, niedriger Bildung oder Migrationshintergrund.

Checkliste Jugendgewalt. Ein Wegweiser für Eltern, soziale und juristische Berufe. Von Josef Sachs. orell füssli Verlag. Zürich 2006, 159 S., EUR 23,50 *DZI-D-7669* Dem Phänomen der Jugendgewalt stehen oft auch Fachleute ratlos gegenüber. Werden die Jugendlichen wirklich immer brutaler oder wird die Jugendgewalt von den Medien aufgebauscht? Welche Rolle spielt die Familie? Sind Migranten besonders gefährdet? Kann man etwas gegen die Gewaltbereitschaft Jugendlicher unternehmen oder sind wir ihr hilflos ausgeliefert? In diesem Handbuch stellt der Autor, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie sowie Gerichtspsychiater, die aktuellen Fakten über Ursachen, Erscheinungsformen und Prävention von Jugendgewalt zusammen. Das Buch vermittelt keine trockene, abstrakte Theorie, es ist vielmehr eine leicht verständliche Aufarbeitung von wissenschaftlich gesicherten Erkenntnissen und Erfahrungswissen für Eltern, Lehrer und Lehrerinnen, Betreuende sowie Juristen.

Diabetes zu Hause. Ein Situationsbericht zur Betreuung von Diabetikern im häuslichen Umfeld durch den ambulanten Krankenpflegedienst. Von Ortrud Hamann und anderen. Mabuse-Verlag. Frankfurt am Main 2006, 172 S., EUR 15,90 *DZI-D-7670* Die Autorin und ihre Ko-Autoren zeigen, dass eine optimale Versorgung alter Menschen mit Diabetes im eigenen Haushalt auf folgenden Säulen aufgebaut sein muss: Beachtung des Prinzips Selbstversorgung vor Fremdversorgung, Sicherung der Selbstversorgungskompetenz, evidenzbasierte und zielgerichtete Therapie, Sicherung der Qualität aller erbrachten Leistungen, aktive Kooperation aller an der Versorgung beteiligten medizinischen und pflegerischen Institutionen, Beachtung ökonomischer Aspekte bei der Auswahl der therapeutischen und versorgenden Maßnahmen. Am Beispiel von Untersuchungen aus Schleswig-Holstein, Hamburg und Mecklenburg-Vorpommern legen die Autoren und Autorinnen mit eigenen Daten dar, dass das Ziel einer medizinisch und sozial optimalen und gleichzeitig kostengerechten Versorgung bei Weitem noch nicht erreicht ist.

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz des Landes Berlin
Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Heidi Koschwitz Tel.: 030/83 90 01-23, E-Mail: koschwitz@dzi.de, Hartmut Herb (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauffer, Wien
Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Franz-Heinrich Fischler (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset (Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin); Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Prof. Dr. Ruth Mattheis, Berlin; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Prof. Dr. Hildebrand Ptak (Evangelische Fachhochschule Berlin); Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Ute Schönherr (Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport); Heiner Stockschlaeder (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestr. 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. MwSt. und Versandkosten)
Kündigung bestehender Abonnements jeweils schriftlich drei Monate vor Jahresende.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Übersetzung: Belinda Dolega-Pappé
Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstr. 27, 10963 Berlin
Druck: druckmuck@digital e.K., Großbeerenstr. 2-10, 12107 Berlin

ISSN 0490-1606